

Aus Rothenburgs Vergangenheit

Hosse

Livingstone Porter
Rothenburg, Bavaria,
September 18, 1920

A. Schnizlein

Aus Rothenburgs Vergangenheit.

Aus Rothenburgs Vergangenheit.

Kurze Geschichte der Reichsstadt Rothenburg.

Bearbeitet

von

August Schnizlein.

Buchschmuck von Adolf Hosse.



Rothenburg o. T., 1913.

Verlag von C. H. Trenkle, Buchhandlung,
Inhaber: Max Kloppenburg.

Tubaris qua labitur unda,
Urbs iacet Imperii ad radices Francidos orae,
Rubra cui nomen fecerunt castra perenne.

Gg. Christoph Walther.
(1626.)

Dort über den Wassern der Tauber
Liegt eine Reichsstadt, hart an der Scheide der
Fränkischen Lande,
Die nach der „Roten Burg" für ewige
Zeiten benannt ist.

Vorbemerkung.

Nicht für Gelehrte und Historiker von Fach ist dieses anspruchslose Büchlein bestimmt. Den Freunden Rothenburgs, und deren gibt's ja genug, will es ein wenig erzählen aus Rothenburgs Vergangenheit, wie die alte Reichsstadt erwuchs und emporblühte, welche Schicksale ihre Bürger im Laufe der Zeiten in Freud und Leid zu erfahren hatten, wie's in stürmischen und ruhigen Tagen bei ihnen herging bis zum Jahr 1802, wo die Selbständigkeit der Stadt aufhörte. Die Hilfsmittel, die ich bei der Arbeit benützte, habe ich nachstehend verzeichnet; vorab sind es die Schriften von Bensen und Merz, den beiden um die Geschichte Rothenburgs so verdienten Männern, denen ich mich anschloß. Soweit angängig, habe ich natürlich ihre Angaben nachgeprüft. Für manche Abschnitte konnte ich auf Grund eigener Studien und Veröffentlichungen Ergebnisse selbständiger Forschung bieten, so insbesondere im letzten Abschnitt, der die kulturgeschichtlichen Verhältnisse bespricht. Dort habe ich auch der bisher etwas stiefmütterlich behandelten Geschichte des reichsstädtischen Schulwesens und vor allem des Gymnasiums ihr Recht angedeihen lassen und dessen Entwicklung eingehender dargestellt.

Zu großem Dank bin ich verpflichtet Herrn Major Heller in Ansbach für die freundliche Überlassung der Druckbogen der von ihm herausgegebenen Dehnerschen Chronik*) und Herrn Universitätsprofessor Dr. Gebhardt in Erlangen für einige wertvolle Auskünfte.

Rothenburg o/T., im Sommer 1913.

August Schnizlein.

---

*) Rothenburg o/Tauber im Jahrhundert des großen Krieges. Aus der Chronik des S. Dehner herausgegeben von Karl Heller. Ansbach, Seybold, 1913.

Benützte Hilfsmittel.

Merz, Aug. Rothenburg in alter und neuer Zeit. Ansbach, 1882.
Bensen, Heinr. Wilh. Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg. Nürnberg, 1837.
Bensen, H. W. Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rothenburg. Erlangen, 1856.
Winterbach: Unpartheyische Geschichte der Reichsstadt Rothenburg und derselben Gebiet. Rothenburg, 1798.
Winterbach: Geschichte der Stadt Rothenburg an der Tauber und ihres Gebiets. 2 Tle. Rothenburg, 1826, 1827.
Bensen, H. W. Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken. Erlangen, 1840.
Bensen, H. W. Altertümer, Inschriften und Volkssagen der Stadt Rotenburg. Ansbach, 1841.
Weißbecker, H. Rothenburg o/T., seine Altertümer und Inschriften. Rothenburg, 1882.
Rothenburg o/T. im Jahrhundert des großen Krieges. Aus der Chronik des S. Dehner hgg. von Karl Heller. Ansbach, 1913.
Lehmus, Joh. Gg. De rebus sacris Rotenburgensium. Programme des Rothenburger Gymnasiums aus den Jahren 1777 — 1784.
Lechner, J. M. F. Geschichte der Pfarrei St. Jakob. 1831. (Manuskript.)
Meyer, Christ. Geschichte Frankens. Leipzig, 1909.
Stein, Friedr. Geschichte Frankens. Schweinfurt, 1885/86.
Darstellungen aus der Bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte, Heft 14, 16, 17. Darin Arbeiten von H. Helmes, Geschichte der fränkischen Kreistruppen.
Jahresberichte des Vereins Alt-Rothenburg von 1889 an.
Die Linde. Monatsschrift für Geschichte und Heimatkunde von Rothenburg. Bis jetzt 4 Jahrgänge, 1909—1912.

Die zahlreichen einzelnen Monographien aus älterer und neuerer Zeit, die einzelne Abschnitte der Geschichte Rothenburgs behandeln, hier aufzuführen ist wohl unnötig; der Bearbeiter möchte sich nur erlauben, darauf hinzuweisen, daß ihm wohl der größte Teil dieser Literaturerzeugnisse bekannt ist und, wo nötig, auch von ihm benützt wurde.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.



Doppelbrücke

Die Tauber, ein kleiner Fluß und nicht schiffbar, aber mit einem Namen von gutem Klang"; so schrieb im Jahre 1518 der gelehrte Humanist Franciscus Irenicus in seiner „Germaniae exegesis", in der er das Wissen seiner Zeit vom deutschen Volk und seiner Heimat zusammenfaßte. Freilich ließ er dabei unentschieden, ob der Fluß solch guten Leumunds Ehre der Stadt verdanke, die sich zum Unterschied von ihren vielen Namensschwestern nach ihm nennt, oder den landschaftlichen Reizen seines Tales und dem Gewächse seiner Rebenhügel. Mag dem nun sein, wie ihm will; uns soll's genügen, daß unsere Tauber durch die Jahrhunderte hindurch ihres Namens guten Klang nicht nur bewahrt und erhalten, sondern auch in die weite, weite Welt getragen hat. Für den jedoch, der mit Rothenburgs Geschichte sich befassen will, ist ihr Name in ganz besonderem Sinn bedeutungsvoll. Denn es steckt darin das keltische Wort dubra = Wasser; wie so oft ist also auch hier im Namen des Flusses ein Stück uralter Geschichte übrig geblieben, das Kunde gibt, daß einst Kelten hier in unserer Gegend und an diesem Wasser saßen;

finden sich doch auch noch andere Spuren von ihnen, vor allem in dem ungefähr 2½ Stunden nördlich von Rothenburg auf der Höhe über dem linken Tauberufer gelegenen mächtigen Ringwall des Burgstalls bei Finsterlohr. Die Tauber hat ihren Ursprung etwa 3 Stunden ssw von Rothenburg bei Wettringen außerhalb der Landesgrenze. Kurz bevor sie Rothenburg erreicht, durchbricht sie das nach Norden zu sich senkende, in seinem Süden und Osten von den Bergen der Frankenhöhe umzogene Muschelkalkplateau; immer tiefer und tiefer sich einwühlend hat sie sich im Laufe der Zeiten ihr Bett gegraben und ihr gegenwärtiges Tal gebildet. Steil und schroff steigt aus diesem Tal ein auf drei Seiten vom Fluß umsäumter Vorsprung des Plateaus empor, der wohl schon früh infolge seiner natürlichen Beschaffenheit als ein Sicherheit und Schutz gewährender Zufluchtsort diente; auf ihm erhob sich dann die „Rotenburg“, die alte Landesfeste der Ostfranken, die Burg, in deren Nachbarschaft allmählich aus kleinen und bescheidenen Anfängen heraus die Stadt erwuchs. Des oberen Taubertales wilde Romantik und die Schönheit der Lage Rothenburgs sind oft genug schon gepriesen worden, auch in vergangenen Tagen. Sebastian Münster in seiner „Kosmographey“ (Basel, 1544) nennt Rothenburg „eine gar lustige und hübsche Stadt“ und rühmt den fruchtbaren Boden des sie umgebenden Gaues, der Wein und Korn genug trage, wie man denn auch das Gebiet später die „Vorratskammer von Franken“ genannt hat. Der Weinstock selbst ist nun freilich von den Hügeln bei der Stadt verschwunden; erst ein paar Stunden weiter talabwärts wird der Weinbau heute noch getrieben und bringt etliche nicht zu verachtende Marken hervor; in Rothenburgs nächster Nähe hat die harte und beschwerliche Arbeit, welche die Pflege der Weinberge erfordert, sich nicht mehr gelohnt, und so sind an die Stelle der Rebengärten nun die reichlicheren Ertrag spendenden Kleeäcker getreten; nur die überall an den das Tal begleitenden Hängen sichtbaren „Kormauern“, die aus den bei der Rodung und Urbarmachung des Bodens aus der Erde gegrabenen Steinen aufgetürmt sind und die einzelnen Weinberge gegeneinander abgrenzen, geben noch Zeugnis davon, daß früher hier Weinbau getrieben wurde. Das Gewächs, das erzielt

wurde, muß nicht sonderlich hervorragend gewesen sein *); der gelehrte Stadtphysikus Dr. Andreas Libavius hat im Jahr 1594 sich also darüber geäußert:

„Dein Tauberwein hat schlechtes Lob bis jetzt besessen.
Holzäpfeltrank vergleichbar war er, herb und sauer,
Und ihn hinabzuwürgen ohne kalten Schauer,
Ja gar aus schlechtem Jahrgang einen Trunk zu wagen,
Verlangte Mut und einen eisenfesten Magen."

So hat der Rothenburger Weinbau, mit Riehl zu reden, nur noch „antiquarisches Interesse".

Des Stadtgebietes Fruchtbarkeit, die ihm den Ehrentitel einer Kornkammer eintrug, wird uns auch heute noch bezeugt durch das Vorhandensein der vielen Bäckereien in der Stadt und der zahlreichen Mühlen im Taubergrund**); Mehl und Brot waren lange so trefflich, daß weit umher im Frankenlande der Spruch gang und gäbe war:

„Zu Rothenburg uff der Tauber
Ist das Mühl- und Beckenwerck sauber."

Auch das Braugewerbe war hier einstmals sehr blühend und der Rothenburger „Stoff" genoß weithin Anerkennung und sogar die Ehre der Ausfuhr.

Doch nicht nur Lustigkeit und Fruchtbarkeit der Gegend wußten die Altvordern zu rühmen; sie wußten der Stadt noch ein ganz besonderes Lob zu spenden: sie sollte Jerusalem nicht unähnlich sein und der Poet Kaspar Bruschius hat im Jahr 1557 in seinem „Lobspruch" auf Rothenburg — es war sein Schwanengesang; auf der Weiterreise von hier nach Windsheim wurde er im Schlingenbach ermordet — also gesungen:

„So Jemand ist, der wissen will
Gelegenheit, Gestalt und Ziel
Und Form und Maß der edlen Stadt,

---

*) Für die Reinheit des Weines sorgte der Rat durch strenge Gesetze. Die Verfertiger von „Kunstwein" büßten ihr Unterfangen mit Verlust einer Hand!

**) Den Müllern, die sich Esel hielten zum Transport der Säcke, verdanken die Rothenburger ihre Spitznamen: Tauberesel. Auf dem häufig nachgebildeten Stich in Merians Topographie, der nach einem Blatt des Rothenburger Kupferstechers Meichsner gefertigt ist, fehlen die Esel nicht.

darin Christus gelitten hat, . . .
Der schau mit Fleiß Rothenburg an,
Ein Stadt in Francken lobesan!“

Die Ähnlichkeit beruht wohl hauptsächlich darauf, daß beide Städte „eine Höhenlage mit naheeinschließenden engen Talungen haben“. (Leydig.) Für die Wallfahrer und Pilger, die einst der Stadt in großen Scharen zuströmten — unter den kostbaren Reliquien ihrer Kirche war auch ein Tropfen vom Blut Christi — ward allerdings die Ähnlichkeit außerdem noch dadurch erhöht, daß von der Burg aus in den Taubergrund ein Weg führte, auf welchem Kreuzwegstationen aufgestellt waren, deren Entfernungen genau denen in Jerusalem entsprechen sollten; heimkehrende Kreuzfahrer hätten die Maße aus dem Heiligen Land mitgebracht; auch der Blutacker im Tal gegenüber der Kobolzellerkirche hat davon seinen Namen.

Heute ist es nun ja ein ganz anderer Ruhm, dessen Rothenburg sich zu erfreuen hat; neben dem Reiz seiner Lage ist es vor allem die unversehrte Erhaltung, die fast völlige Unberührtheit des alten Städtebildes mit seinen schützenden Mauern und starken Türmen, mit seinen prächtigen Denkmälern alter Baukunst, dies aus der Vergangenheit in die Gegenwart herübergerettete Stück alter deutscher Art, das ihm seinen Weltruf verschafft hat. Freilich ist es noch nicht allzulange her, daß die schlafende Schöne entdeckt und geweckt wurde. Im Jahre 1802 war die Reichsstadtherrlichkeit zu Grabe getragen worden — doch durfte die Stadt hoffen, unter ihrem neuen Herrn auch wieder zu neuem Leben zu erblühen. Da traf sie im Jahre 1810 ein schwerer wirtschaftlicher Schlag, der ihr eine nicht zu verwindende Wunde beibrachte: Durch den Pariser Vertrag vom 28. Februar 1810 (ratifiziert am 7. März 1810), wurde die westliche Hälfte des ehemaligen Stadtgebietes an Württemberg abgetreten — Rothenburg war nun an die Grenze gerückt, war nicht mehr der Mittelpunkt eines großen, durch alte und starke Bande des Herkommens mit ihm verknüpften Gebietes. Und als nun die Stadt auch bei dem Bahnbau Ansbach-Würzburg unberücksichtigt blieb und so fern von Handel und Verkehr blieb, da schien sie für immer dazu verurteilt, ein kleines,



Das Taubertal

unbemerktes und unbedeutendes Landstädtchen zu bleiben. Als Rothenburgs Entdecker muß der bekannte Kultur-

historiker Wilhelm Heinrich Riehl gelten, der im Jahre 1865 in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz veröffentlichte, betitelt: „Ein Gang durchs Taubertal“, (später auch ins „Wanderbuch“ aufgenommen) in welchem er nachdrücklich auf Rothenburgs malerische Schönheit und geschichtliche Bedeutung hinwies, auch dabei die achtungswerte Treue pries, mit der die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale erhalte, „die zum Teil gewiß nur noch ein fressendes Kapital sind“. So war durch Riehl die Aufmerksamkeit auf die alte Stadt hingelenkt worden; bald stellte sich dann das lustige Volk der Künstler ein, vor allem die Maler, die hier reiche Ausbeute für ihre Skizzenbücher fanden, und die Architekten, die ihre Mappen füllen konnten mit Studien an den alten Bauten *). Und bald drang die Kunde von all den Herrlichkeiten, die es da zu bestaunen gab, weiter und weiter. Und gar seitdem die Rothenburger in einem „Festspiel“ (am Pfingstmontag) ein Stück aus ihrer erinnerungsreichen Geschichte vorführten, pilgert an diesem Tage seit Jahren die Menge der Schaulustigen gern zur alten Stadt — sie erwirbt sich von Jahr zu Jahr mehr Freunde und Verehrer, die sie liebgewonnen und ins Herz geschlossen haben. Und sie verdient es in der Tat; denn schön und reizvoll ist sie, man mag sie sehen zu welcher Tages- oder Jahreszeit man will. Gar seltsam phantastisch mutet sie uns an, wenn im Winter die grauen Türme mit ihren Schneehauben wie uralte

---

*) Erwähnung verdient vielleicht, daß der liebenswürdige Künstler Ludwig Richter im J. 1825 sich in Rothenburg kurz aufgehalten hat, wo er sich „plötzlich ins Mittelalter versetzt“ glaubte und sich an Bilder erinnert fand, wie er sie nur „aus Albrecht Dürer kannte“. Als er seine Illustrationen zu Musaeus' „Volksmärchen der Deutschen“ schuf, tauchte die Erinnerung an Rothenburg wieder in ihm auf. Der Dichter Platen, der 1822 hier war, fand seine Eindrücke von der Lage der Stadt „durch das Innere der Stadt selbst verkümmert“; er tadelt auch „das bei der Größe und Weitläufigkeit der Stadt unansehnliche Pflaster und die Leerheit in den Gassen, daß man in einem ausgestorbenen Herkulanum des Mittelalters herumzuwandeln glauben möchte“. Auch Eduard Mörike, der liebenswürdige schwäbische Dichter, besuchte 1844 von Mergentheim aus die Stadt. Ihm gefiel sie so gut, daß er eine Erzählung plante, die in Rothenburg spielen sollte, betitelt: „Der Kupferschmied von Rothenburg“. Leider kam der Dichter nicht über einen Entwurf hinaus.

In den siebziger Jahren sah sich Nietzsche Rothenburg daraufhin an, ob es zu einer „Einsiedelei“ tauglich sein könnte.

*

Großväter aus längst vergangenen Tagen in unsere lebendige Gegenwart hereinlugen; wie eine liebliche Braut erscheint sie im Frühling, wenn die Hänge des Tales im schimmernden Weiß des Blütenschmuckes erglänzen; freundlich lacht uns ihr Bild entgegen im vollen Sommersonnenschein, wie eine Erinnerung aus verklungener Märchenzeit grüßt es uns, wenn der Herbst seine blauen Nebelschleier mit ihrem leichten Dunst über Täler und Höhen spannt. Und ob die Morgensonne leuchtend über ihr aufstrahlt, ob des Mittags helles Licht sie trifft, ob die scheidende Tagesleuchte mit ihren letzten Strahlen sie in glühendes Rot taucht, ob im Mondenschein die Nebelschwaden, die aus dem feuchten Grund emporwallen, mit ihrem flatternden Mantel sie umhüllen — immer erscheint sie herrlich und unvergleichlich.

Wer Herz und Auge laben will an Rothenburgs Reizen, der braucht nun freilich mit keinem Quentchen historischer Wissensfracht bepackt zu sein; auch ohne sie kann er dies Bild genießen, wie man wohl an den Blättern eines alten Meisters sich freut und in stillem Sinnen die Gedanken allerlei lustige und luftige Mären darüber spinnen läßt. Allein es tritt uns, wohin wir auch schreiten und die Blicke schweifen lassen, hier überall das Gedächtnis vergangener Tage aufs lebhafteste entgegen: dort, wo die dunklen Föhren die Engelsburg krönen, liegt der uralte „Ringwall", aus dem Tale grüßt der „Kaiserstuhl" herauf, unter den schattenden Linden des Burggartens wandeln wir auf der Stätte der Salier- und Staufenburg, dort drüben am „Essigkrug" raunt die Sage vom alten Frankenherzog Pluvemund; — und erst in der Stadt selbst: der Marktplatz erzählt uns vom blutigen Ausgang der bäuerlichen Bewegung, vom schlimmen Tag, da Weiber und Kinder der eroberten Stadt Gnade heischten vom harten Sieger; drunten im dumpfen Verlies des Rathauses steigt Topplers Schatten vor uns auf, des großen Bürgermeisters, der als ein Opfer fiel im Kampf der Stadt gegen die aufstrebende Fürstenmacht; Mauern, Türme, Wall und Graben, sie reden zu uns von schwerer Not, die den Städter zwang, sich hinter festem Bollwerk zu verschanzen.

Muß es sich auf solchem Boden nicht lohnen, dem Alten nachzugehen, zu forschen und zu fragen nach

Kunde von denen, die einst hier hausten und hier ein Gemeinwesen sich schufen, sich erzählen zu lassen von Ursprung und Wachstum der Stadt, ihrem Gedeihen und Ergehen, von Lust und Leid ihrer Bürger in Kriegs- und Friedenstagen? Und so sei denn auf den folgenden Blättern erzählt aus Rothenburgs Vergangenheit.



I.

Aus der Geschichte der Burg und ihrer Herren.


Eingang zur Burg

Es ist ein mißliches Ding, gleich beim Beginn der geschichtlichen Darstellung Zweifeln und Ungewißheiten gegenüberzustehen, für die sich keine befriedigende Lösung und Aufhellung finden lassen will: so wenig wir eine sichere und allgemein anerkannte Deutung des Namens der Burg geben können, ebensowenig läßt sich über die Zeit ihrer Erbauung etwas sagen. Die verschiedenen Deutungen, die der Name gefunden hat, seien hier angeführt. Die älteste und urwüchsigste findet sich bei dem oben in der Einleitung genannten Irenicus; er schreibt: „Rotenburgum .... a rubore turrium et tegularum nomen habens“, d. h. von der Röte seiner Türme und Ziegel hat es seinen Namen. Dann folgt aus der Zeit, da man überall slawische Einflüsse und Spuren in der Ortsnamengebung witterte, die von dem bekannten Historiker und Memoirenschreiber,

dem Verfasser der „Hammelburger Reisen", **Karl Heinrich Ritter von Lang** gegebene Erklärung, der Name sei ein slawisch-deutsches Doppelwort, eine tautologische Zusammensetzung des deutschen Burg mit slawisch hrad = Burg. Bensen deutete dann den Namen als „Burg innerhalb der Waldrodungen"; dann folgte Huschers Vermutung, die Rotenburg sei einer jener festen Orte gewesen, welche der vom Frankenkönig Dagobert 630 zum Herzog von Westthüringen (mit dem Sitz in Würzburg) ernannte Graf Radulf oder Ruodo gegen die Einfälle der Wenden erbaut und nach seinem Namen benannt habe. Wollte man zur Deutung des Namens aber an einen Personennamen denken, so könnte dieser nur Roto gelautet haben. Merz deutet „zur roten Burg" und legt seiner Annahme das Stadtwappen (rote Burg im weißen oder silbernen Schild) als ein sog. redendes Wappen zugrunde und verweist auf die Analogien Weißenburg, Schwarzburg. Eine neue Deutung sucht Weigel 1912 zu geben: er sieht im ersten Teil des Namens das Wort rot = rotte, im Sinn von Schar, Hauf, Gemeinde, Markgenossenschaft. (Das Wort [aus lateinisch rupta] ist erst auf dem Umweg über das Französische zu uns gelangt; wann hat aber diese Entlehnung stattgefunden?)

Eine sehr ansprechende Vermutung zur Erklärung der Merzschen Deutung stellt schließlich Dr. Gebhardt auf. Er schreibt: „Vom Taubertal und von gegenüber aus, z. B. von der Engelsburg, erschien s. Z. die Burg mit ihrem Muschelkalkuntergrund als auf einem roten Berge liegend. Wenn man nun bedenkt, wie im Mittelhochdeutschen „berg" und „burg" in Orts- und Burgnamen durcheinandergehen, so läßt sich vermuten, daß auch hier „die Burg auf dem roten Berg" und „die rote Burg" ineinander übergehen konnte. Denkbar wäre sogar auch, daß die älteste Burg selber aus Muschelkalkmaterial roh aufgetürmt war und so tatsächlich eine „rote Burg" genannt werden konnte." — Immerhin, eine über jeden Zweifel erhabene Deutung des Namens läßt sich nicht geben; etymologischen Nußknackern steht hier noch ein weites Feld offen.

Auch über die Zeit der Erbauung und ersten Anlage der Burg fehlen alle Angaben. Die alten Chronisten und Annalisten hatten den ja von ihrem Standpunkt aus recht

begreiflichen Ehrgeiz, aus lokalpatriotischen Gründen mit ihren Zahlenangaben bis in die entlegenste Vorzeit zurückzugehen. Auch die Rothenburger haben dies getan und so haben sie sich auch den Spott gefallen lassen müssen, daß sie nicht, gleich den Weißenburgern, mit Karl dem Großen als Fundator sich begnügten, sondern bis zu dem sagenhaften Pharamund (um 418) hinaufgerückt seien oder gar zu dem noch nebelhafter verschwommenen Genebald Anno 326. Sehen wir also ab von all diesen Fabeln, die keiner ernstlichen Prüfung standhalten, und bescheiden wir uns festzustellen, daß die erste Erwähnung eines Grafen von Rothenburg in das Jahr 804 fällt — allerdings auch sie noch bestritten, da die Erwähnung erst in einer Würzburger Urkunde von 1318 steht. Was aber Geschichte, Abstammung und Verwandtschaft dieses ersten Grafengeschlechts betrifft, so sind alle Angaben darüber nur Erzeugnisse geschäftiger Genealogenphantasie. Dann berichten unsere einheimischen Annalisten übereinstimmend, Konrad der Salier (als deutscher König Konrad I. von 911—918) habe als Herzog in Franken bis zu seiner in Forchheim erfolgten Wahl zum König auf der Rotenburg seinen Sitz gehabt. Als richtige Feste habe die Burg damals bei den Einfällen der Ungarn als Zufluchtsort für die ländliche Bevölkerung der Umgegend gedient; doch soll sie 912 von ihnen genommen worden sein. Auch Konrad der Rote, der Schwiegersohn Ottos des Großen, der Held der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfeld (955), in der er fiel, soll häufig auf der Burg geweilt, ja „hier sein rechtes Hoflager gehabt“ haben. Im Jahr 942 soll er sogar auf der unterhalb der Burg bei Detwang gelegenen „Turnierwiese“ das zweite große Turnier deutscher Nation abgehalten haben. Es lohnt sich, bei der Mär vom sotanen Turnier ein paar Augenblicke zu verweilen. Ist sie doch ein lehrreiches Beispiel, wie in solchen Fällen „Geschichte“ gemacht wurde. Es hat nämlich eine eigene Bewandtnis mit solchen „Turnieren“. Tritt man der Frage nach ihrem Ursprung näher, so findet man angegeben, das erste Turnier habe 1127 zu Würzburg stattgefunden. In den Kämpfen zwischen den Staufern und Kaiser Lothar (1125—1137) hatte dieser 1127 Würzburg besetzt; bald nach seinem Einrücken langten auch die Staufer vor der Stadt an, ließen sich aber auf eine

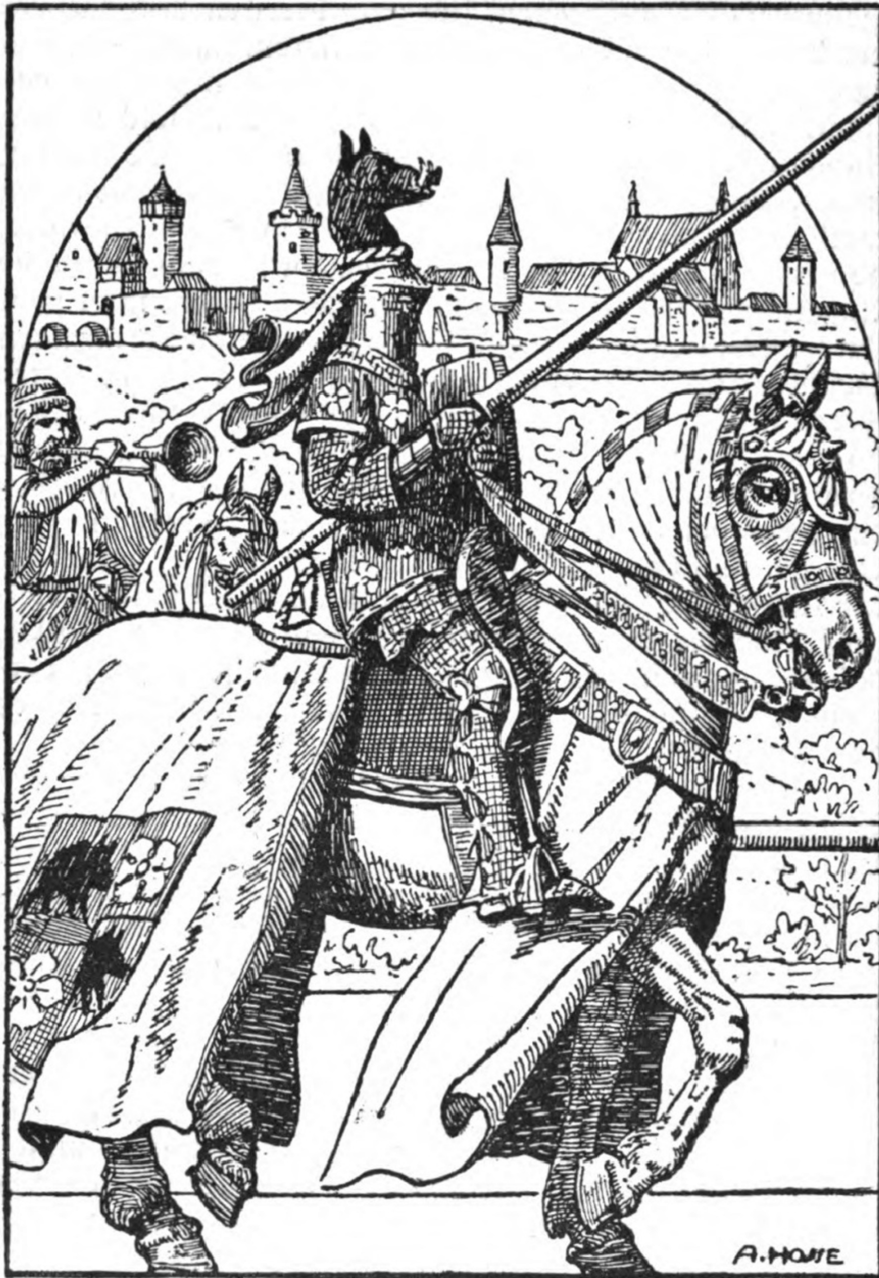
Belagerung nicht ein. Nachdem sie, gleichsam zum Hohn, ein glänzendes Turnier vor den Toren der Stadt abgehalten hatten, zogen sie wieder ab. (Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserzeit, 4[a], S. 27.) Dies Turnier gilt als das erste geschichtlich beglaubigte in deutschen Landen.

Sehen wir uns nun einmal an, was über das Rothenburger Turnier berichtet wird, und betrachten wir die Quellen, aus denen dieser Bericht stammt! Da ist genannt das Turnierbuch von Rüxner, dann etliche Chroniken und endlich das wichtigste Zeugnis, das des Franziskaners Eisenhart (1544 aus Rothenburg entwichen), welcher schreibt, in der Steuerstube wäre „ein Buch vorhanden, zum Teil durch das Feuer in der Brunst und Abbrennung des Rathauses (1501) verletzt, aber noch lesig“, das von diesem Turnier Meldung tue. Endlich wird noch auf den Namen „Turnierwiese“ hingewiesen, den das Gelände links der Tauber vor Detwang führt. Eisenharts Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit sind nicht anzuzweifeln; nur vermißt man bei ihm eine genaue Angabe über das Alter dieses „noch lesigen“ Buches — und darauf käme alles an! Erhalten ist dieses Buch nicht mehr, eine Nachprüfung also nicht möglich. So bleibt uns nur noch der Bericht in Rüxners Turnierbuch von 1531 (auch in Feyerabends Turnierbuch, Frankfurt 1566). Hören wir ihn also! Nach ihm hat „Herzog Conrad von Franken, der sein Fürstlich wesen zu Rotenburg an der Tauber hielt“, sich entschlossen, „daß er als ein Erbthurniervogt (diese Würde soll ihm Heinrich der Vogler zuerkannt haben) den ersten Thurnier wolt halten und den legen gen Rotenburg an die Tauber, das sein Hauptstadt was im oberen Francken, hie dißhalb des Düringer Walds gelegen, richt sich mit allen Dingen darzu, beschrib und bät auch daneben den König der Franken (d. h. den Turnierkönig und Turniervogt des „fränkischen Gezirks“), alle Fürsten, Grauen, Freyen, Herren, Ritter und die vom Adel Teutscher Nation, daß sie ihm als seine Herren und gute Freundt, solch ehrlich Ritterspiel wollten helffen vollbringen“. Dann ließ er das Turnier im Reich verkünden; wer es besuchen wolle, „der möcht auff Sontag nach Sanct Simons und Judas der heyligen Apostel tag (28. Oktober) zu Rotenburg an der Herberg sein und an dem Montag darnach zu der Schau und

Helmtheilung aufftragen, sich auch bereiten und darnach am Mitwoch und Donnerstag thurnieren, nach demselben rennen, stechen, tantzen, Dänkaußgeben und alles das thun, was zu solchen Ehren gehört". Und solchen Anklang fand der Aufruf zur Teilnahme, daß 538 Herren und Fürsten sich fanden, „die alle selbs thurnieren wollten; damit ward der Helm zu viel in einem Thurnier, also daß man sie mußte in zwei theilen". Nun folgt eine Aufzählung der hervorragendsten Teilnehmer; man sieht ihr an, daß sie nur zu dem Zweck angefertigt ist, adeligen Geschlechtern zu schmeicheln dadurch, daß man eines ihrer Glieder in jenen frühen Zeiten als turnierfähig aufwies. Daher werden als Teilnehmer genannt: Grafen von Hohenlohe (erst im Anfang des 12. Jahrh.), ein Graf von Andechs (erst 1132!), von Eberstein (erst ein Jahrhundert später nachweisbar); ja es muß gar der sagenhafte, aus dem Nibelungenlied bekannte Markgraf Rüdiger von Bechelaren herhalten! Das genügt, daß wir getrost das ganze Turnier ins Fabelreich verweisen. Anno 942 hat gewiß kein „Turnier", wie es das Turnierbuch schildert, hier stattgefunden.

Nun bleibt noch der Name „Turnierwiese". Die Wiese habe diesen Namen schon Jahrhunderte vor Eisenhart geführt. Aber auch schon 5 oder 6 Jahrhunderte vor ihm? Wann der Name zum erstenmal belegt ist, darüber finden sich keine Angaben. Sprachgeschichtlich aber steht fest, daß das Wort „Turnier" erst Ende des 14. Jahrhunderts nachzuweisen ist; am Ende des 12. Jahrhunderts ist dafür die Form „Turnei" vorhanden, ein Lehnwort aus dem Französischen. Immerhin bleibt noch die Möglichkeit den Namen „Turnierwiese" zu retten. (Schon Bensen, Hist. Untersuchungen S. 65 hat darauf hingewiesen.) Lange bevor das Turnier aus Frankreich zu uns herübergebracht wurde, war bei uns der „Buhurt" als ritterliches Kampfspiel bekannt *), bei dem die berittenen Teilnehmer in zwei gleich starke Haufen abgeteilt waren. „Diese stellten sich dann enggeschlossen in einem Glied einander gegenüber und ritten aufeinander los, wobei sie vermutlich im Trab begannen und dann in den Galopp und die Karriere

*) Zum folgenden siehe Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenlieds und der Gudrun. (1894) S. 214 ff.



übergingen. Durch den Anprall wurde der schwächere Teil, der die feste Geschlossenheit nicht bewahren konnte, zurückgedrängt oder überritten." Es war der Buhurt ein „harmloses Spiel". Die Speere, die man dabei gebrauchte, waren stumpf; waren sie zersplittert, so begannen die Parteien einander zu drängen und mit den Schilden aneinanderzuschlagen, um die Aufstellung des Gegners

restricted

hielten. Die Erinnerung daran kann lebendig geblieben und später dem Platz deshalb der Name Turnierwiese beigelegt worden sein. So wäre wenigstens der Name gerettet, wenn auch das „Turnier von 942“ selbst ins Reich der Fabel zu verweisen ist.

Urkundlich beglaubigt treffen wir Grafen von Rothenburg erst wieder seit dem 11. Jahrhundert; sie nennen sich teils nach Rothenburg, teils nach ihrem zweiten Sitz auch Grafen von Comburg (bei Schwäbisch Hall). Sie übten im Mulach-, Kocher- und Murgau die Grafengerichtsbarkeit aus und waren im Tauber- und Jaxtgebiet begütert. Ihr Geschlecht starb um das Jahr 1108 (?) aus; ihr Besitz gelangte an König Heinrich V. († 1125) und durch diesen an seine Erben, die Hohenstaufen. Diese so ererbten Besitzungen nebst allen übrigen in Ostfranken erhielt dann der Hohenstaufe Konrad (nachmals als deutscher König Konrad IV., † 1155) im Jahre 1135 zu Mühlhausen als Reichslehen bestätigt. In Rothenburg bildete sich auf dieser territorialen Grundlage ein eigenes Herzogtum, dessen Fürsten auf der Rothenburg ihren Wohnsitz nahmen. Nach Konrads Tod erhielt sein noch unmündiger Sohn Friedrich die fränkischen Besitzungen des Hauses, die für ihn sein Vetter Friedrich Barbarossa verwaltete, von dem er auch das Herzogtum in Schwaben und den Elsaß erhalten hatte. Im Jahre 1157, als Barbarossa zu Würzburg einen Hoftag hielt, erschienen vor ihm auch Gesandte aus Konstantinopel, die ihm den besonderen Wunsch der Kaiserin Irene überbrachten, daß der junge Friedrich jetzt die Schwertleite und den Ritterschlag empfange; sie soll sogar ihren Gesandten befohlen haben, Deutschland nicht eher zu verlassen, als dies geschehen sei. Obwohl Friedrich kaum 14 Jahre alt war (er wurde „das Kind von Rothenburg“ genannt), erfüllte der Kaiser den Wunsch Irenes*); in Gegenwart der griechischen Gesandten wurde der junge Friedrich mit dem Schwert umgürtet und zum Ritter geschlagen. Schon 1158 begleitete er den Kaiser bei seinem Zuge nach Italien, ebenso kam er 1161 dem Kaiser mit 600 wohlausgerüsteten Rittern gegen Mailand zu Hilfe; 1166 vermählte er sich mit Gertrud, der Tochter

*) Irene war des jungen Friedrich Tante; sie und ihre Schwester waren Töchter des Grafen Berengar von Sulzbach.

Heinrichs des Löwen. Im gleichen Jahr zog er mit dem Rotbart wieder nach Italien und hatte hervorragenden Anteil an der 1167 erfolgenden Einnahme Roms. Die Peterskirche war von den Römern zu einem festen Bollwerk umgeschaffen worden; in ihr widerstanden sie acht Tage allen Angriffen. Erst als der Vorhof des Baues vom Feuer ergriffen wurde und die Verteidiger mit Löschen beschäftigt waren, gelang es den Deutschen unter Anführung Friedrichs ins Innere zu dringen; die Flammen hatten die ehernen Pforten gesprengt. Von allerhand Gräueln, die dabei vorgefallen sein sollten und die man hauptsächlich dem Herzog schuld gab, wissen zuverlässige Quellen nichts. (Giesebrecht, a. a. O. S. 546.) Anfangs August trat dann in der dunstigen Sommerhitze das Fieber auf, das mit der Heftigkeit einer Seuche unter den des Klimas ungewohnten Deutschen wütete; in einer Woche fielen 25 000 Menschen der Krankheit zum Opfer. Auch Friedrich von Rothenburg hatte sich hier den Keim des Todes geholt; auf dem Rückweg nach Deutschland starb er am 19. August 1117 im Tuskischen, tiefbeklagt von den Deutschen, der blondlockige, jugendliche Recke, geschmückt mit dem Ruhm kriegerischer Heldentaten, gepriesen um seiner Schönheit und Anmut willen. Seine Gebeine wurden nach Kloster Ebrach gebracht und dort, wo auch seine Mutter begraben war, beigesetzt. Sein Erbe fiel an Barbarossa, der 1171 hier einritt; das Herzogtum und Rothenburg selbst bekam Barbarossas Sohn Konrad († 1196; seit 1191 auch Herzog in Schwaben). Nach Konrads kinderlosem Tod fiel die Verwaltung der staufischen Hausgüter in Deutschland seinem Bruder Philipp (König 1198—1208) zu; 1207 wies dieser dem von ihm in Haft gehaltenen Erzbischof Bruno von Köln die Rothenburg als Aufenthaltsort an. Die Burg wurde durch kaiserliche Vögte verwaltet. Nach dem Tode Friedrichs II. (1250) sah dessen Sohn Konrad IV., der Vater Konradins, des letzten Hohenstaufen, sich genötigt, auch die Erbgüter seines Hauses wegzugeben; 1251 trat er die Stadt Rothenburg und das Dorf Gebsattel mit Zubehör als Pfand für 3000 Mark Silber an den Grafen Gottfried von Hohenlohe ab.

Nachdem dann 1356 durch das Erdbeben ein großer Teil der Gebäude zerstört worden war, ging in den Jahren 1383 und 1397 die ganze Burg in den Besitz

der Stadt über, die die vorhandenen Reste größtenteils beseitigen ließ.

Über die Anlage der Burg sei folgendes bemerkt. Nachdem die Oberfläche der steil abfallenden Bergzunge entwaldet worden war, wurde sie eingeebnet, dann das Feld an den Seiten ringsum senkrecht abgeschnitten und mit Mauern unterbaut; zu diesem Unterbau wurden gewaltige, ungleich große Muschelkalkquader verwendet; so erhielt man einen Raum von ungefähr 350 Schritt Länge und 50—60 Schritt Breite, um den man eine Mauer zog und dessen Schmalseite (nach Osten gerichtet) durch einen tiefen, in den Fels gehauenen Graben von der Hochfläche abgetrennt wurde. Dieser Platz trug später zwei Burgen:

1. Gegen die Stadt zu befand sich die Vorder- oder Herzogsburg, zuletzt Reichsfeste genannt. Diese Vorderburg bestand aus einem Turm, urkundlich „wüster Turm" genannt und mehreren Gebäuden; was das Erdbeben von 1356 verschont hatte, wurde 1425 mit Erlaubnis des Kaisers Sigismund völlig eingelegt; nur e i n Stück blieb erhalten, das sog. „Hohe Haus der Herzoge" (auch Blasiuskapelle genannt). Man erkennt noch, daß dieser Bau in drei Geschosse eingeteilt war, von denen das oberste Wohnräume enthielt, während die beiden untern eine Kapelle einnahm. An der mit einem Perlenfries verzierten Süd- sowie an der Ostseite zeigt der Bau romanische Fenster; das Mauerwerk der Südseite ist oben von einer Steinkloake durchbrochen. Die Kapelle war den Heiligen Blasius, Fabian und Sebastian geweiht; im Innern zeigen sehr verblaßte Wandmalereien eine Darstellung des Martyriums des Hl. Sebastian. Auch dieses Gebäude hatte durch das Erdbeben gelitten, mußte aber auf König Wenzels Befehl wieder hergestellt werden, was im Jahre 1400 geschah; hierauf wurde das Gebäude ausschließlich als Kapelle benützt. Man darf übrigens auch an dem älteren Teil des Baues (Ost- und Südseite), zwei Perioden unterscheiden; der Kropfquaderbau deutet auf ziemlich hohes Alter hin. Auch an der Westseite der Kapelle scheint noch ein Gebäude gestanden zu haben; man stieß um 1830 dort auf ein in den Felsen gehauenes Verlies.

2. Unter dem 1627 errichteten Schießhaus sieht man noch auf der Südseite der Außenmauer ein Rundbogen-

tor, das zu dem Torhause der Hinterburg gehörte. Ihr mächtigster Teil war der massige „bercvrit", Pharamundsturm, auch dicker Turm genannt, in dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dem Unverstand eines bayerischen Weginspektors zum Opfer gefallen! Er stand nahe der südwestlichen Mauerecke, war vierseitig, an 70 Fuß hoch, an 30 Fuß breit und aus großen Buckelquadern aufgeführt; er hatte nur ein paar schmale Öffnungen für Licht und eine enge Treppe, die auf die breite ursprünglich von Zinnen umgebene, später mit einem Ziegeldach versehene Plattform führte. Der Zugang war nicht von ebener Erde aus möglich, sondern nur mittels einer Leiter. Dem Turm gegenüber stand ein ausgedehntes, bedachtes Gebäude, dessen eine Breitseite die Burgmauer selbst bildete; an dieses scheint sich noch ein zweiter, etwas zurückliegender Bau nach Osten zu angeschlossen zu haben. Diese Hinterburg wird als das Stammhaus der Vögte von Rothenburg und der Herren von Nordenberg, die den Titel „Küchenmeister" führten, urkundlich im Jahre 1144 genannt. Sie gelangte 1383 durch Kauf von diesen an die Gemeinde

Endlich ist noch zu erwähnen, daß zu der Vorderburg auch die Stelle gehörte, auf der das „Kaiserliche Landgericht" gehegt wurde, die „Reichshofstatt". Anfänglich tagte man unter freiem Himmel, später ward über dem Gerichtsplatz eine offene, auf sechs Steinpfeilern ruhende Halle errichtet, unter der auf Steinsitzen die 12 Schöffen mit dem Landrichter saßen. Ein bayerischer Polizeikommissär fand diesen Bau „unschön und uninteressant" und ließ ihn abbrechen. Das Stadtsiegel, resp. Stadtwappen zeigt zwischen seinen beiden Türmen diese Halle.



II.

Aus der Geschichte der Stadt.

I. Entstehung und Wachstum der Stadt



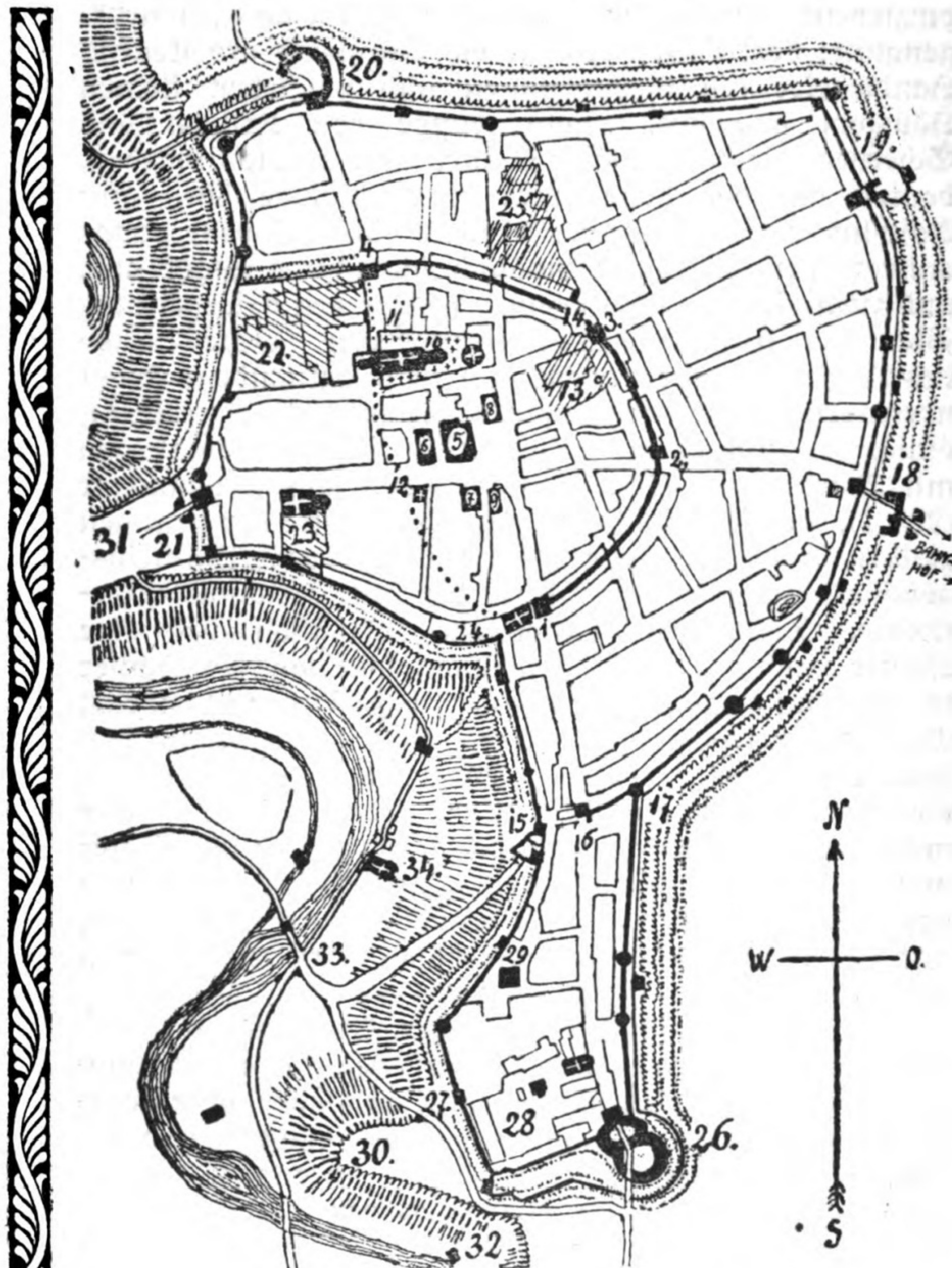
Am Wehrgang

Das Vorhandensein der Burg mußte wohl Anlaß geben zur Anlage anderer Siedelungen. Zumal in der Hohenstaufischen Zeit, als auf eine längere Dauer hier eine Hofhaltung bestand, die ein reiches und glänzendes Leben mit sich brachte, fehlte es nicht an Gliedern des Adels, die mit ihrem Gefolge hier erschienen und sich nächst der Burg anbauten; so entstanden Herrenhäuser; und noch lange — bis ins 14. Jahrhundert hinein — werden alte Adelsgeschlechter, die Hohenlohe, Seckendorf, Eyb, Grumbach, Seinsheim und andere als Hausbesitzer hier genannt. Das Burggesinde aber hatte seinen Wohnsitz drunten im Tal zu Füßen der Burg, wo im Wiesengrund Detwang (diet Volk, wanc Wiese) entstand. Als die älteste eigentliche Straße bezeichnen die Chronisten die von der Burg aus an Talrand nach Osten zu sich

hinziehende Straße, die „Burggasse“, später auch „Hölle“*) genannt; dort hätten die für die Burgleute arbeitenden Handwerker sich niedergelassen und in sieben kleinen Häuslein gewohnt. Auch Funde von Krügen und Scherben, die bei späteren Bauten dort gemacht wurden, deuten auf das hohe Alter dieser Anlage hin. Im Anschluß an diese Häuser breitete sich auf dem etwas ansteigenden Terrain allmählich die übrige Stadt aus, und zwar ziemlich kreisförmig. (Siehe den beigegebenen Plan der Entwickelung Rothenburgs!) Gegen Ende des 12. Jahrhunderts dehnte sich die so entstandene Stadt nordwärts bis zum sogenannten „Blauen Turm“ (Nr. 4), östlich bis zum Weißen Turm (Nr. 3) und Röderbogen mit Markusturm (Nr. 2), südlich bis zum Johannistor (Nr. 1), westlich endlich bis gegen die Mitte der heutigen „Herrenstraße“ aus; von wo sie durch das „Pfäffleinsgäßchen“ sich südwärts wieder bis zum Johannistor erstreckte. Diese älteste Stadt war wohl schon durch eine Mauer geschützt; manche nehmen an, daß die Häuser so gedrängt aneinanderstanden, daß ihre mit starken Mauern versehenen Rückseiten eine hinreichende Befestigung boten, die man durch Wall und Graben, vielleicht auch durch eine Pfahlhecke verstärkte. Aber man wird wohl daran festhalten müssen, daß die Stadtmauer, wenn sie wirklich ihren Zweck des Schutzes und der Möglichkeit leichter Verteidigung dienen sollte, von allen Anbauten irgendwelcher Art frei gewesen sein muß.

Im Jahre 1172 erteilte der Überlieferung nach Barbarossa der Stadt das „Weichbildrecht“. Ein urkundlicher Beleg dafür ist nicht mehr vorhanden; aber jahrhundertelang wurde immer das 72. Jahr festlich als das Jahr der Entstehung der Stadt begangen. Dieses Weichbildrecht bedeutete das Recht der „Freisassen“ zu freier Genossenschaft. Denn nur die freien Eingesessenen waren Bürger, scharf geschieden von den übrigen Einwohnern, Burgmannen und ähnlichen, besonders aber Gewerbetreibenden. Nur die Freien, die auf freiem Erbe saßen, bildeten die „erbgesessene Gemeinde“; ihrer

*) Dasjenige Gebäude des Franziskanerklosters, welches das Refektorium und die Klosterküche enthielt, ruhte auf einem die Straße überspannenden Bogen. Der dunkle Durchgang führte den Namen „Hölle“.



Entwicklungsplan. (Text siehe Schluß.)

Genossenschaft stand das Recht zu frei über ihre eigenen Angelegenheiten zu bestimmen. Dieses Recht übten sie aus, indem sie aus ihrer Mitte einen „Rat" wählten, der wieder aus seiner Mitte einen „Bürgermeister" erkor; als erster wird für 1172 Konrad Wernizer genannt.

*

restricted

wickelte und nach Fertigstellung der Mauer an besonders schutzbedürftigen Stellen zu großartigen festen Torburgen verstärkt wurde, lief vom Strafturm (w. v. 20) bis zum „Kummereck"*) (n. von 19), ihre Ostfront bis zum Rucksesser (Nr. 17) die Südfront von da bis zum Kobolzellertor (Nr. 15). Die Zwischenräume der einzelnen Türme unter sich und von den Tortürmen (140—160 m) bemaßen sich nach der Schußweite der Mauerarmbrüste, so daß von Turm zu Turm die dazwischen liegende Linie völlig bestrichen werden konnte. Den Zwischentürmen fehlte gegen die Stadt zu die Rückwand; nur einer unter ihnen ist von den übrigen wesentlich verschieden, der kreisrunde, alle an Höhe weit überragende „Faulturm" (zwischen 17 u. 18), der den Auslug über das Blachfeld der Leonhardshöhe ermöglichen sollte. — Die Erlaubnis die Spitalvorstadt, den „Kappenzipfel", ebenfalls in die Befestigung hereinzuziehen, soll die Stadt schon 1298 erhalten haben; doch erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts ward von ihr Gebrauch gemacht; die lange Ausdehnung dieser Strecke war für die Verteidigung ungünstig. Am stärksten befestigt wurde hier der Talrand über dem Wildbad; zweimal wurden die Vorbauten des Spitaltores erweitert, bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts das gewaltige Bollwerk hergestellt wurde, das diesen gefährdeten Punkt schützen sollte; auch die Südwestecke der Mauer erhielt starke Türme, den Wildbaderturm, ein vorgeschobenes Werk, und den Stöberleinsturm (Nr. 27). So war auch für den Schutz des wertvollen Besitzes des Spitals genügend vorgesorgt. Der große Bürgermeister Toppler plante überdies noch eine Erweiterung der Stadt, die nordwärts von der Verlängerung der Linie des Klingentors bis zum Turmseelein reichen sollte, von der aber nur die zwei Ecktürme (1573 wieder abgebrochen) und der zwischen ihnen liegende Graben ausgeführt wurden; auch von einer ostwärts vom Turmseelein dann wieder bis zum Spitaltor sich erstreckenden in Angriff genommenen Befestigung sind Spuren gefunden worden; mit dieser Erweiterung hatte Toppler jedenfalls eine Vereinfachung der Verteidigungslinie im Auge gehabt. Doch ist sein Plan nicht weiter verfolgt worden. Der endgültige Ausbau der Stadtbefestigung

*) Kummer = Schutt; Platz, wo Schutt abgelagert wurde.

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

Geldnot häufig genug eintrat. In der „Goldenen Bulle" (1358), die den Städten durchaus feindlich gegenübertrat, hatte er solche Bünde ausdrücklich verboten. Als sich 1376 eine Anzahl schwäbischer Städte zu einem hauptsächlich gegen Eberhard den Greiner, den vom Kaiser besonders begünstigten Grafen von Württemberg, gerichteten Bund vereinigte, erklärte Karl die verbündeten Städte in Acht; er erschien sogar selbst mit Heeresmacht vor Ulm, ohne indes etwas auszurichten. Aber als im Mai 1377 Eberhards Sohn Ulrich bei Reutlingen eine entscheidende Niederlage erlitten hatte, mußte Karls Sohn Wenzel auf dem Tag zu Rothenburg (31. Mai 1377) die Städte von der Acht lösen und ihren Bund ausdrücklich anerkennen. Diesem Bund hatte auch Rothenburg angehört *), das damals in heftiger Fehde mit dem benachbarten Adel lag. Bei der in Nürnberg stattfindenden Vorbesprechung für diesen Reichstag trat Wenzel wohl zum erstenmal in Berührung mit Heinrich Toppler, dem Bürgermeister Rothenburgs, einem Manne von überragender Bedeutung, einem kühnen und erfolgreichen Heerführer und gewandten Diplomaten, der insbesondere es verstand, den sonst so schwankenden, gleichgültigen, trägen Wenzel für sein und seiner Vaterstadt Interesse dauernd zu gewinnen. Die paar Jahrzehnte, als Toppler im Regiment der Stadt saß, sind für Rothenburgs Entwickelung und Aufschwung von höchster Bedeutung gewesen. Topplers Geschlecht war erst im 14. Jahrhundert in Rothenburg eingewandert (1344 genannt); bald muß es sich zu großem Einfluß emporgebracht haben; bereits 1373 gehörte Toppler dem Rat an. Toppler suchte nun seine Stadt auf jede Weise zu heben; ihm verdankte sie, wie oben schon bemerkt, eine Verstärkung und Erweiterung ihrer Befestigung, ihm verdankte sie auch einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet. Mit dem Erwerb auswärtiger Besitzungen hatte die Stadt schon im Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen. Gar manches Glied des benachbarten Adels war verschuldet; sobald solche Herren Geld bedurften, war die Stadt zur Darlehenshingabe bereit; reichere Bürger schossen wohl

*) Nach einer Notiz bei Winterbach wäre bei Reutlingen Toppler der Führer des Städteheers gewesen; doch ist dies höchst unwahrscheinlich.

die Summe zusammen, traten dann aber ihr Recht der Stadt ab und das Ende vom Lied war in der Regel, daß das Pfand, da die Darlehen nicht zurückbezahlt werden konnten, der Stadt zufiel samt den herrschaftlichen Rechten, die damit verbunden waren und auf die es auch hauptsächlich ankam. So war außerhalb der Markung erworben worden 1318 der Kreuzhof (Leuzhof), 1343 derjenige Teil von Gebsattel *), der dem Geschlecht der Mörder gehörte. Das waren Gelegenheitskäufe gewesen; mit Toppler kam ein planmäßiges Verfahren in diese Erwerbungen. So ward 1376 erworben von den Küchenmeistern von Nordenberg der große Lindachsee, im Jahre 1383 von den gleichen die große Herrschaft Nordenberg mit ihren schönen Dörfern, Forsten, Seen, das Reichsamt zu Detwang und die „Hinterburg" in Rothenburg selbst um den Preis von 9000 Goldgulden, 1387 das noch ausgedehntere Gebiet der Bannerherrschaft Endsee **), nebst den Dörfern im Rangau oder im Aischgrund, ursprünglich Reichsdörfern, die an die Hohenlohe verpfändet gewesen waren, den Dörfern „unter den Bergen" nebst dem Landgericht von Reichardsrot, sämtlich von den Hohenlohe um 6000 fl., 1388 die Burg Gammesfeld, 1395 das Schloß Insingen mit den Gütern derer von Tanne, 1399 Burg und Herrschaft Lichtel, 1400 das Schutzrecht über Gebsattel vom Stift Comburg (bei Schwäbisch-Hall), 1404 Schloß und Vogtei Seldeneck ***) von den Burggrafen von Nürnberg um 8000 Goldgulden, 1406 Burg und Herrschaft Gailnau mit der Vogtei Wettringen von den Hohenlohe um 9000 Goldgulden. Noch wichtiger aber war es, daß es Toppler gelang, für die Stadt das kaiserliche Landgericht zu erwerben, dessen Zuständigkeit sich weit über das Gebiet der Reichsstadt hinaus erstreckte über einen großen Kreis von Grundherrn und freien Gemeinden. Wenzel hatte es im Jahre 1387 mit allem Einkommen und den Gütern nebst der Cent im Mulachgau (Finsterlohr, Spielbach, Leuzenbronn, Leuzendorf sind hier die wichtigsten Orte)

*) Genannt nach Geba, der Gemahlin des um 1108 gest. Grafen Heinrich von Rothenburg.

**) Richtiger Entsee, von altem ent = jenseit. Früher befand sich dort ein See, an dessen Rand ein Wasserschloß stand.

***) Der Name von altem selde, Haus, Wohnsitz, und eck Bergvorsprung.

an die Landgrafen von Leuchtenberg verpfändet, die alles sofort gegen Erlegung der Pfandsumme an Rothenburg abtraten, eine Abtretung, die der Kaiser im Jahre 1400 bestätigte. Die Erwerbung des Landgerichts war freilich den beiden mächtigsten Nachbarn der Stadt, dem Bischof von Würzburg und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg wenig erwünscht; strebten doch die beiden eine Teilung der Herrschaft über Franken unter sich an; außerdem waren sie gleichfalls im Besitz solcher Landgerichte und empfanden es als eine Schmälerung ihrer Hoheitsrechte, daß die Stadt ihnen hierin gleichgestellt sein sollte. Da war es ein kluger Schachzug Topplers die vereinten Gegner zu trennen und den Burggrafen zu bewegen die Schirmvogtei über die Stadt anzunehmen, ohne daß es allerdings dadurch gelungen wäre, diesen Gegner dauernd unschädlich zu machen; gerade die Schirmvogtei führte zu neuen Streitigkeiten und Kämpfen.

Kampf und Fehde war überhaupt in jenen Tagen die Losung für die Stadt, die wirklich „Feinde ringsum" hatte; von all diesen Streitigkeiten sei hier nur das Wichtigste angeführt. Schon bald nach Wenzels Regierungsantritt hatte Rothenburg sich mit andern Städten zu einem Bund vereinigt, weil Wenzel wieder mit Verpfändungen anfing. Die Fürsten und Territorialherren sahen aber solche Pfandschaften gern; bot sich doch gerade durch sie eine erwünschte Gelegenheit zu Erwerb von Macht und Rechten und Gebiet, da erfahrungsgemäß solche Verpfändungen in der Regel verfielen. Auf Seiten der Fürsten, die den Städten ohnehin feindselig gesinnt waren, stand der Adel, auch er den Städtern nicht gewogen. In Franken kam es schon 1381 zu offenem Krieg; damals gelang es den Rothenburgern unter Führung ihres Toppler, des unerbittlichen Gegners des Adels, mit Unterstützung Augsburgs und anderer Städte, die 1400 Lanzen und 500 Fußknechte zu Hilfe gesandt hatten, auf 6 Meilen in die Runde alle Burgen der der Stadt feindlichen Edlen niederzuwerfen und zu brechen. Deshalb sagte 1382 fast der gesamte fränkische Adel der Stadt ab; die Rothenburger erstürmten und verbrannten Aub und mit Sengen und Brennen ging die Fehde weiter, vielfach zu Gunsten der Stadt; aber das Gebiet derselben hatte doch schwer zu leiden. Um-

sonst versuchte Wenzel 1387 durch die Mergentheimer Stallung (Einstellung aller Fehden) Ruhe zu schaffen; der Landfriedensbruch des bayerischen Herzogs Stephan*) führte abermals zum Auflodern der Fehde. In Ulm wurde der Krieg beschlossen; bis zum 20. Januar 1388 sollte das Heer des Bundes in Augsburg sich versammeln; sein oberster Hauptmann war Graf Heinrich von Montfort; der Hauptmann des ersten und stärksten Viertels war Heinrich Toppler. Allzuviel Kriegsruhm war allerdings in jener Fehde nicht zu holen**). Die Hauptkosten des Streites hatten die armen Bauern zu tragen; das Heer der Städte verwüstete zunächst die Gegend von Landsberg und rückte von dort, ohne auf einen Gegner zu stoßen, sengend und brennend bis gegen Regensburg. Der Rückmarsch ging am linken Donauufer vor sich, um auch die dortigen Lande des Herzogs alle Kriegsschrecken spüren zu lassen. Gewaltige Schneefälle nötigten das Heer sich zu teilen; Mitte Februar traf es wieder in Ulm ein. Dagegen hat Toppler wohl in den beständigen kleineren Fehden mit den Nachbarn manchen Vorteil errungen, wie denn die Chronisten vermelden, daß er „seine feind 20 oder 30 meil gesucht, angegrifen, niedergelegt, Sieg erlangt". Verkehrt wäre es allerdings, zu glauben, solche Feldzüge seien mit Bürgerheeren oder gar ausschließlich von Bürgern geführt worden. Den Kern solcher Heere bildete landgesessener niederer Adel, dessen Hilfe sich die kriegführenden Städte vertraglich gesichert hatten. Diese Ritter traten mit ihren „Spießen"***) an, dazu kamen dann die berittenen „Schützen", die als leichte Reiter auch zum Schutz der Flanken verwendet wurden, und endlich das „Fußvolk", von dem zwei Drittel mit dem Spieß, ein Drittel mit Armbrust und kurzem Schwert bewaffnet waren †). Diese berittenen

*) Erzbischof Pilgrim von Salzburg hatte ein 5 jähriges Bündnis mit dem Städtebund geschlossen. Bei einer in Raitenhaslach (bei Burghausen) stattfindenden Besprechung nahm Stephans Bruder den Erzbischof gefangen.

**) S. darüber Riezler, Gesch. Baierns, 3, S. 139.

***) Ein „Spieß" anzusetzen mit einem berittenen Schwerbewaffneten von edler Geburt, einem Edelknecht und einem Troßknecht, beide ebenfalls beritten; dazu wohl noch ein zweites Pferd für den Ritter oder ein Packpferd.

†) Die ersten Feuerwaffen, Büchsen, schaffte Rothenburg 1377 an.

Schützen nun und das Fußvolk waren geworbene Söldner. Der eingesessene Bürger dagegen war im allgemeinen lediglich nur zur Verteidigung der Stadt und zu kleineren Unternehmungen in deren Nähe verpflichtet, zum sog. „täglichen Krieg“, da man bis Sonnenuntergang wieder daheim sein konnte. Waren bei einem Zug, wie z. B. bei dem gegen Bayern, Bürger mit zu Feld gezogen, so taten sie dies gleichfalls als Söldner. Von der Verpflichtung zum Waffendienst für größere „Reisen“ hatten sich die Bürger im Laufe der Zeit losgekauft und „steuerten“ dafür, was um so notwendiger war, als an einem Feldzug die Stadt außer mit ihrem Namen vor allem mit dem Säckel beteiligt war. Nicht berührt wurde aber durch diese Loskaufung die Verpflichtung zur Verteidigung der Stadt auf Wehrgang, Mauer und Tor oder zu einem kurzen Ausfall, wozu der Bürger stets persönlich und mit den ihm vorgeschriebenen Waffen ausgerüstet zu erscheinen hatte.

Im Sommer 1389 war der Krieg wieder neu entbrannt. Die Schlacht bei Döffingen, wohl bekannt durch Uhlands Romanzen (24. August 1388), fiel zu ungunsten der Städter aus; die Niederlage war entscheidend für die Zukunft des Städtebunds; größere gemeinsame Unternehmungen hörten von nun an auf; das gewaltige Ringen war zu Gunsten der Territorialherrn entschieden, wenn es diesen auch nicht gelang, die Städte unter ihre Hoheit zu bringen. Auf dem Tag zu Eger (2. Mai 1389) forderte Wenzel Aufgabe aller Bündnisse. Rothenburg, das eben damals unter Topplers Führung 1200 Lanzen und 1500 Fußknechte gesammelt hatte, unterwarf sich am letzten unter den Franken diesem Gebot. Die alleinstehende Stadt schien nun den Fürsten eine leichte Beute; der Bischof von Bamberg und der Erzbischof von Mainz sprachen als einseitig angerufene Schiedsrichter der Stadt das Landgericht ab und der Burggraf von Nürnberg suchte Rothenburg durch eine harte Belagerung zur Annahme dieses Schiedsspruchs zu zwingen. Hier war es aber, wo es Toppler glückte, den Burggrafen zum Schirmherrn zu gewinnen (1392), so daß der Bischof seine Ansprüche aufgeben mußte; förmlich kassiert wurde der Schiedsbrief jedoch erst 1397 von Wenzel — allerdings stellte er darnach so unerhörte Geldforderungen an die Stadt, daß diese sich

restricted

weigerte, seinen Wünschen sich zu fügen, und so seine höchste Ungnade auf sich lud. Die Geschichte ist zu bezeichnend für Wenzels Art. Als er 1397 in Nürnberg war, verlangte er von den zwei Gliedern des Rothenburger Rats, die dorthin zu seiner Begrüßung entsandt worden waren, eine Beisteuer zu seiner Verköstigung. Des Königs Räte forderten 4000 fl., während die Rothenburger erklärten, soviel nicht geben zu können; doch wollten sie nach Verhältnis beisteuern. Sie ritten heim und noch ehe die neuen Abgesandten der Stadt in Nürnberg eintrafen, kam schon ein Brief Wenzels mit der Forderung von 6000 fl. Und als in Nürnberg der Stadt Abgesandte mit des Königs Räten verhandelten, trat dieser selbst ins Zimmer und sprach zornig: „Wollt ihr mir nicht 4000 fl. geben, so sollt ihr 10 000 zahlen!" Auf die flehentliche Bitte der Abgesandten, der König möge sich ihnen nicht so ungnädig bezeigen, erwiderte er, sie sollten nicht viel Worte machen, sonst wolle er ihnen den Kopf abschlagen lassen. Dann schrieb er eigenhändig einen Brief, den sie dem Rat aushändigen sollten. Der Brief lautet:

> „Unser ungetrewen zu Rotenburg, die dem Reiche ungehorsam sein. Der Teufel hub an zu scheren ein Saw und sprach also: vil geschreyes und wenig wolle. die weber konnen nicht sten on wolle.
>
> Ungehorsamkeit macht vil."

Der Brief setzte den Rat in nicht geringen Schrecken, zumal von Nürnberg vertrauliche Botschaft kam, der König sammle Kriegsvolk, um Rothenburg durch Befehdung zur Erfüllung seiner Forderung zu zwingen. Doch blieben die Rothenburger fest; schließlich begnügte sich Wenzel nach Ausweis einer späteren Quittung mit 1100 fl.*).

*) Wenzel weilte der Überlieferung nach auch hier als Gast Topplers in dessen Schlößchen, dem sog. Rosental im Taubertal, zu dessen Erbauung ihm der Rat 1386 Erlaubnis erteilt hatte; im Volksmund führt dies feste, turmähnliche Haus, das mit Mauer und Graben umgeben und durch eine Zugbrücke geschützt war, den Namen Kaiserstuhl. — Wenn ländliche Dienstboten vor Antritt eines neuen Dienstes sich ein paar gute Tage gönnen, so heißt man dies hier „wenzeln", eben im Hinblick auf den faulen Wenzel.

Es kamen die Jahre, wo Wenzels Untätigkeit und Faulheit, seine völlige Vernachlässigung aller Pflichten eines Reichsoberhauptes es dahin brachten, daß er (1400) für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle Ruprecht von der Pfalz zum König gewählt wurde. Wenzel verzichtete allerdings nicht auf die Königskrone. Ruprecht war bei allem guten Willen, den er zeigte, nicht imstande, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihn umgaben. Gerade sein Bestreben, seine Selbständigkeit zu wahren, führte dazu, daß Erzbischof Johann von Mainz, der vorher die Seele der gegen Wenzel gerichteten Umtriebe gewesen war, nun die Herrschaft seines einstigen Schützlings Ruprecht zu untergraben suchte. Auf sein Betreiben kam der Marbacher Bund zustande (1405), dessen Glieder sich auf 5 Jahre vereinigten „zur Verteidigung gegen jeden, der sie in ihren Rechten, Freiheiten, Landen und Leuten schädigen wolle“. Diesem Bunde trat, jedenfalls auf Topplers Betreiben, auch Rothenburg im Jahre 1407 bei. Ruprecht, der vorher der Stadt ihre Privilegien und das Landgericht bestätigt hatte, erklärte sie nun in die Reichsacht, zumal ihm auch Kunde ward von heimlichen Verhandlungen Topplers mit Wenzel. Die Vollstreckung der Acht ward den ärgsten Feinden der Stadt, dem Burggrafen und dem Bischof von Würzburg übertragen. Mit über 3000 Mann brach der Fürstenbund ins Stadtgebiet ein, verwüstete das offene Land aufs schlimmste und bestürmte die Festen der Stadt; der feste Wartturm Luginsland (bei Wachsenberg) ward erstiegen und niedergebrochen, Nordenberg übergaben die städtischen Vögte aus Feigheit, wofür sie sofort auf offenem Markt enthauptet wurden. Die Stadt selbst wurde 8 Wochen lang aufs härteste belagert; doch leistete sie unter Topplers Leitung entschlossenen Widerstand, so daß der Marbacher Bund Zeit fand sich ins Mittel zu legen und einen Ausgleich herbeizuführen. Die Acht wurde zurückgenommen, nachdem Wenzel selbst bestätigte, daß die Stadt ihm nicht aufs Neue gehuldigt hätte. Rothenburg mußte den „Achtschatz“ bezahlen und, was der schlimmste und empfindlichste Schlag war, es mußte seine festen Plätze (Nordenberg, Endsee, Habelsheim, Gammesfeld, Lichtel) ausliefern, die im Auftrag des Kaisers von Graf Eberhard von Württemberg und dem Erzbischof von Mainz geschleift und völlig zerstört wurden.

Die Politik, die Toppler befolgt hatte, war fehlgeschlagen. Der Umschwung der Verhältnisse forderte ein Opfer; dies Opfer war Toppler selbst. Die Überlieferung hat das tatkräftige Wirken und den jähen Fall dieses bedeutendsten Mannes Rothenburgs reich ausgeschmückt. Was in den 4 Jahrzehnten (von 1370—1408) Großes und Rühmliches geschah, überall begegnet uns Topplers Name im großen wie im kleinen. Sein Werk ist's, wenn die Bürgerschaft sich entschließt zum Bau der herrlichen Jakobskirche, seiner Fürsorge verdankt sie die Erweiterung und Befestigung ihrer Ringmauer, sein Streben nach völliger Freiheit und Ungebundenheit führt zum Erwerb des Landgerichts, seine kluge Verwaltung und Verwendung der städtischen Mittel ermöglicht den gewaltigen Zuwachs an Gebiet, seine Tapferkeit und sein Geschick als Heerführer sichern der Stadt eine einflußreiche Stellung im Städtebund, während es seiner staatsmännischen Klugheit und Gewandtheit gelingt, das Schifflein der Stadt glücklich durch all die unendlichen Wirrsale jener drangvoll unruhigen Zeiten zu steuern und die Unabhängigkeit des Gemeinwesens allen Angriffen gegenüber zu behaupten — sollte und mußte jener Fehlschlag in den Herzen der Bürger und beim Rat jedes Gefühl der Dankbarkeit, jede Erinnerung an die vergangenen Großtaten auslöschen? Was hat Topplers Sturz und tragisches Ende im Gefängnis verursacht? Sein Verbrechen „gegen Kaiser und Reich“, d. h. seine Stellungnahme auf Seiten des abgesetzten Wenzel gegen Ruprecht hat hiezu nur eine Art Vorwand geliefert. Toppler, ein Mann von bedeutendem Reichtum *) — er versteuerte die für jene Zeit gewaltige Summe von 80000 fl. und bezog aus 120 Orten ansehnliche Reichnisse — und von größter Beliebtheit beim gemeinen Mann, erschien seinen Standesgenossen gefährlich, so gefährlich, daß sie fürchteten, daß sie durch ihn gestürzt würden, d. h. daß Toppler die damals vorhandene stark demokratische Regung in der Stadt zu seinen Gunsten benützen, die Geschlechter aus ihrer Machtstellung verdrängen und gestützt auf seine Beliebtheit bei den unteren Schichten

*) Er verwendete diesen Reichtum auch zu gemeinnützigen Zwecken; so ließ er 1400 im Wildbad aus eigenen Mitteln das erste Badehaus errichten.

der Bevölkerung eine Alleinherrschaft aufrichten könnte. Was Toppler „gegen Kaiser und Reich“ begangen, verlangte gewiß seinen Tod nicht; was er gegen seine Standesgenossen im Schild zu führen schien, das mußte bei diesen unversöhnlichen Haß erwecken und zu seiner Beseitigung drängen. Und zum Haß mochte wohl auch schon längst der Neid sich gesellt haben. Am 6. April 1408 fand seine Verhaftung statt; bis zum 13. Juni schmachtete er im Gefängnis, wo er sein Ende auf unbekannte Weise fand — der gemeinen Sage nach durch Gift, das ihm die Seinen verschafft hätten, in Wahrheit aber wohl infolge vollzogenen Urteilsspruches. So endete Heinrich Toppler. Sein Grab fand er in der Jakobskirche unweit des von ihm gestifteten Altars; seine Familie verzog nach Nürnberg, woher sie stammte. Wegen Topplers Hinrichtung erhob der Burggraf Klage bei Ruprecht und der Rat suchte durch zwei Gesandte bei diesem sein Verfahren zu rechtfertigen, ohne damit Erfolg zu haben; die Stadt wurde verurteilt, 7000 fl. Buße zu zahlen; Topplers Angehörige erhielten das eingezogene Vermögen zurück und schworen Urfehde.



restricted

restricted

In der „Gansischen Fehde", die von 1418 bis 1424 dauerte, begannen die Feindseligkeiten damit, daß Eberhard Gans in Brettheim 16 Häuser einäscherte und dabei 600 Malter Getreide verbrannte. Das Schlimmste kam aber erst mit dem Jahre 1440, wo die Streitigkeiten zwischen Markgraf Albrecht Achilles und Nürnberg zu einem allgemeinen fränkisch-schwäbischen Fürsten- und Städtekrieg führten. Seit 1441 standen die Städte wieder zusammen; einem Bund von 20 schwäbischen Städten, zu dem ein Überfall auf Ulmer Kaufleute Veranlassung gegeben hatte, war auch Rothenburg beigetreten. Für eine Zeitlang war Rothenburg der Mittelpunkt der Unternehmungen; der „Städtezeug" lag mit 200 Lanzen und 400 Reiswägen zu Rothenburg. Der Zug ging zuerst nach Eberstatt bei Mergentheim, dann ward das Schloß Meyenfels angegriffen, in das sich über 100, meist vom Adel, geworfen hatten; erst nach einer harten Belagerung von 9 Wochen konnte diese Burg genommen werden; ein Hauptverdienst gebührte dabei den Rothenburgern, deren große Wagenbüchse den Hauptturm niederlegte. Die Zehrung während dieser Belagerung belief sich für der Stadt Mannschaft allein auf 1600 fl. Im gleichen Jahr gelang den Rothenburgern ein Hauptschlag durch Einnahme der Feste Ingelstatt (bei Aub). 1500 Mann waren dazu ausgezogen. 150 Reisige, 250 Mann Fußvolk aus der Stadt, 800 bewaffnete Bauern aus der Landwehr, dazu noch Mannschaft verbündeter Städte. Hauptleute waren Heinrich Trüb und Peter Kreglinger. Das Belagerungszeug wurde auf Wägen mitgeführt: Büchsen, Schirmdächer, Leitern, Beile, Pickel. Die Erstürmung des Schlosses, bei der der Ritter Wilhelm von Elm und mehrere andere Adlige gefangen genommen worden waren, feierte ein Volkslied, als dessen Dichter sich ein Rothenburger Beckenknecht nennt. Der Ritter von Elm, ein Mann von gewaltiger Größe — er soll an 9 Werkschuh gemessen haben — ward nebst drei Genossen enthauptet *). Außer Ingelstatt wurde auch Schloß Siebelstadt überfallen und niedergebrannt. Die Gesamtbeute dieses zwei-

*) Die Erinnerung an die erstaunliche Größe des Ritters ist erhalten durch eine innen am Würzburger Tor in entsprechender Höhe angebrachte eiserne Klammer.

tägigen Auszugs, Vieh und Getreide, ward um 758 fl. veräußert.

1443 hatte der Bund der Städte sich erweitert; auch Nürnberg war ihm nun beigetreten. Der Hauptkrieg begann allerdings erst im Jahre 1449; geführt wurde der Kampf in einer Weise, die zu einer jammervollen Verheerung des Landes führte; das Einäschern der Dörfer, Wegtreiben des Viehs, Raub und Plünderung waren die Mittel, mit denen die Gegner sich zu schaden suchten *). Im Rothenburger Gebiet fiel der Markgraf sechsmal ein und verbrannte 20 Dörfer; gegen ihn rückten die Rothenburger, bald allein, bald mit ihren Verbündeten aus, im ganzen 17 mal; sie zerstörten Burgbernheim, Dachstetten, Colmberg, die reichen Dörfer in der „Brunst“ **), wobei 1100 Stück Vieh weggetrieben wurden, und noch 48 kleinere Örter. Im freien Feld stießen die Parteien bei diesem Kleinkrieg selten aufeinander; bei Insingen schlugen die Rothenburger die Markgräflichen, erlitten aber bei Ohrenbach eine Niederlage; doch war diese nicht entscheidend; den Städtern blieb überhaupt immer die Deckung hinter den festen Stadtmauern. Erst nach einer Niederlage der Städter bei Kloster Sulz und der Rothenburger im besonderen bei Brettheim kam auf einer Tagung zu Bamberg (1450) eine Schlichtung zustande.

Aber neben den Lasten und Beschwerden jener Fehden und Nachbarkriege hatte die Stadt auch ihr Teil zu tragen an dem Reichskrieg gegen die Hussiten, deren verheerende Züge sich bis nach Franken erstreckten; so brandschatzten sie 1430 Nürnberg um 10 000 fl. Zu den Reichsherren, die zu ihrer Bekämpfung aufgeboten wurde, hatte auch Rothenburg sein Kontingent zu stellen.

In die Zeit schwerer und andauernder Kriegsnöte fällt auch eine zum Schutze des Rothenburger Territoriums sowohl wie zum sichtbaren Zeichen der Landeshoheit dienende Maßregel, die Errichtung der „Landwehr“, auch Landhege genannt. Nach Angabe der Chroniken begannen die Rothenburger im Jahre 1430

*) Bezeichnend für die Gesinnung, mit der man Krieg führte, ist eine dem Albrecht Achilles zugeschriebene Äußerung: Der Brand ziere den Krieg wie das Magnifikat die Vesper.

**) Eig. ein durch Niederbrennen des Waldes dem Anbau gewonnenes Land.

nach dem Vorbild der Nachbarstadt Schwäbisch-Hall ihr Gebiet zu umhegen, d. h. die bereits als Grenzen vorhandenen Landgräben in eine Landhege umzuwandeln. Das Mittelstück der Anlage bei dieser Landwehr bildete ein Wall, der so breit war, daß er beritten werden konnte; ihn begleitete zu beiden Seiten ein Graben, der wieder durch einen niedrigern Wall nach außen abgegrenzt war. Graben und Wall nach den Grenzen zu waren mit Zwergeichen, Weißdorn, Hainbuchen, Espen, Weiden, Haselsträuchern dicht besetzt und die mit der Aufsicht der Hege betrauten Hegemeister hatten die Pflicht, diese lebendige Mauer sorgsam zu unterhalten und die Äste durcheinanderzuschlingen, daß sie zu einer undurchdringlichen Hecke zusammenwuchsen. Da, wo Straßen ins Gebiet einmündeten, an neun Stellen, waren feste Landtürme erbaut, die von einem Wächter bewohnt waren, der auch den Namen Türmer oder Hegemeister führte. Daneben gab es (in Reichardsrot, Spielbach, Untereichenrot, Insingen) Hegebereiter, die ihre Teilstrecke täglich abzureiten hatten. Außer den Hauptdurchgängen gab es noch sog. „Riegel", Durchlässe, die mit einer Holzbarriere geschlossen waren, und „Schlupfe", schmale, nur für e i n e Person berechnete Durchlässe; für die Riegel, die mit Schraubenschlüsseln gesperrt waren, gab es eigene Riegelschließer. Die Instandhaltung der Hege geschah durch die bäuerlichen Untertanen im Frondienst; die Hegereiter erhielten dazu genaue Anweisung mit Angabe des Tags, der Strecke und der zur Arbeit beizuziehenden Orte. Die Verweigerung der Hegepflicht wurde mit einer Geldstrafe geahndet. Ebenso wurden Beschädigungen der Hecke, wie sie in Friedenszeiten durch nachlässige Aufsicht beim Viehweiden, durch Unachtsamkeit beim Anzünden von Hirtenfeuern vorkamen, mit Geldbußen bestraft. Die Landhege sollte in Fehde- und Kriegszeiten auch dem Schutz und der Verteidigung dienen; schon bei ihrer Anlage hatten deshalb auch brandenburgische und anderer Herrschaften zerstreute Untertanen gebeten, man solle ihnen doch vergönnen, „sich eingraben zu lassen", damit sie in Fehdezeiten nicht alsobald von allem Lumpengesindlein überfallen würden. Die Hecke konnte immerhin den Ansturm streifender Plünderer aufhalten, zumal wenn Gewaffnete diesen dort entgegentraten. Schon im Beginn des 15. Jahrhunderts

restricted

besondere Überwachung der Landwehr war vier Mitgliedern des Innern Rates übertragen; von ihnen wurde in mehrjährigen Zwischenräumen eine „Hegbereitung“ vorgenommen, ein hochwichtiger Akt, über den immer ein ausführliches Protokoll aufgenommen wurde. Die ganze Umreitung nahm 5 Tage in Anspruch; es nahmen daran ungefähr 40 Personen teil, darunter 18 Herren des Rats, unter ihnen Bürgermeister und Steurer, dann der städtische Forstmeister, der Wildbannsherr; dann Diener, Einspännige (Stadtknechte), dann die Hegbereiter der betr. Bezirke, die Förster, die Schultheißen der einzelnen Gemeinden; natürlich fehlte auch die liebe Dorfjugend nicht; die 11—17 jährigen Burschen zogen mit; sie bekamen „bei jeder Grenzscheidung Geld, rote Nesteln (Schnürbänder) und Haarrupfer ad perpetuam memoriam“.

Daß die Errichtung der Landwehr den Nachbarn nicht gefallen wollte, versteht sich; Albrecht Achilles gab erst 1460 seinen Widerspruch auf und verzichtete urkundlich für sich und seine Erben und Nachkommen auf jede Einrede. Die Erben und Nachkommen haben sich allerdings um seine Erklärung blutwenig gekümmert; die Akten erzählen von beständigen Händeln mit den Brandenburgischen wegen der Landwehr. Veranlaßt waren diese Händel hauptsächlich dadurch, daß das Gebiet der Stadt nach Osten zu vom Kunigundenturm bei Steinach bis zum Weiher bei Grüb (s. Karte der Rothenburger Gebiets!) nicht umhegt war, sondern daß hier nur ein einfacher Graben lief. Wirklich unterblieb hier der Ausbau; dagegen war das Gebiet auf den übrigen Seiten völlig abgeschlossen und nach mancherlei Anfechtungen erwirkte die Stadt, „nachdem sie sich endlich bei Kaiser Maximilian recht gestellet“, 1507 ein Privileg für ihre Landwehr. Dieses Privileg war umsomehr von Belang, weil es die Bedeutung der Landwehr über die einer bloßen Schutzvorrichtung hinaushob und nun das Gebiet einschloß, in welchem die Stadt Territorialrechte beanspruchte und ausübte; als solche werden ausdrücklich genannt: „Neben anderen Regalien, Herrlich- und Gerechtigkeiten auch hohe und niedre Obrigkeit, Steuer, Raiß und Folge und alle andere Gewalt, Verbot, desgl. hoher und niederer Wildbann, außer wo sie sich dessen an sonderbaren Orten gegen benachbarte Herrschaften

vermittelst aufgerichteter Verträge freiwillig begeben.“ Die neun Landtürme befanden sich bei Steinach (Kunigundenturm), Habelsee, Pfeinach, Reichardsrot, Großharbach, Lichtel, Funkstatt, Heimberg, Rohrbach (Rohrturm gen.); dieser und der Lichtlerturm sind die noch am besten erhaltenen; die andern sind umgebaut und verändert, der Habelseer, Funkstatter und Steinacher völlig verschwunden, wie auch die Hecke, die 1806 um mehr als 14 000 fl. verkauft wurde. Doch ist ihr Verlauf auf weite Strecken hin noch gut kenntlich, besonders bei Habelsee, Harbach, zwischen Pfeinach und Reichardsrot, beim Lichtler Landturm, vom Rohrturm gegen Reubach zu.

Anlage und Ausbau der Landwehr in jener Zeit waren übrigens auch deswegen von Belang, weil damals die Gebietserwerbungen im großen und ganzen zu ihrem Abschluß gelangten; 1422 wurde das Dorf Oberstetten eingefügt durch Testament des Ratsbürgers Seifried Häuptlein, 1462 das Schloß und andere Teile von Archshofen, wozu 1520 auch das Schloß Diebach trat. (Die Güter des Deutschordenshauses zu Rothenburg gingen erst 1670 in den Besitz der Stadt über.) Das ganze, geschlossene Gebiet der Stadt, das in zwei Landvogteien geteilt war, umfaßte schließlich gegen 7 Quadratmeilen mit über 20 000 Einwohnern in 167 Ortschaften. Die auf diese Erwerbungen verwendete Summe soll, soweit es sich um Käufe handelte, nur 47 000 Goldgulden betragen haben.

Mit der Abgrenzung seines Gebietes bewies Rothenburg seine mächtige Stellung nach außen; in seinem Innern dagegen fing es nun an zu gären. Wir hörten schon bei Topplers Ende von dem Vorhandensein demokratischer Elemente in der Stadt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts regte sich wie anderwärts so auch in Rothenburg die Menge der Bürger und verlangte eine Änderung der bestehenden Regierungsform, um einen Anteil am Stadtregiment zu gewinnen. Die Gewerbetreibenden, deren Zahl stetig zugenommen, deren Wohlstand sich gehoben hatte, forderten die gleichen politischen Rechte wie die Ehrbaren oder Geschlechter. Sie waren hier bis dahin noch nicht in Zünften vereint gewesen, jetzt aber beschlossen sie eine Gliederung in Zünfte und hofften nun durch Einsetzung einer eigenlichen Zunftverfassung sich neben die Geschlechter als gleichberechtigt

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

gleichsam im Mittelpunkt. An Vorspielen in nächster Nähe hatte es nicht gefehlt; ein Verbreiter hussitischer Lehren hatte sich schon 1447 in Rothenburg eingefunden, 20 Jahre später, 1476, trat in Niklashausen an der unteren Tauber das „Pfeiferhänslin" auf, das im kommunistischen Sinn von einem „Gottesreich auf Erden" predigte und dem die Massen zuströmten und anhingen wie einem Propheten; gewiß hat diese Bewegung ihre Wellenschläge auch bis Rothenburg geworfen. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an mehrten sich solche Vorkommnisse; 1492 der „Bundschuh" in Oberschwaben (Kempten), später der „Arme Konrad" in Württemberg; im Winter von 1524 auf 1525 breitete sich die Bewegung im Schwäbischen weiter aus; es entstanden die berühmten „12 Artikel", die die Forderungen der Bauern auf religiösem und wirtschaftlichem Gebiete enthielten, wie denn überhaupt die Verquickung geistlicher und weltlicher Dinge bei dem ganzen Aufstand eine enge ist.

Was die Lage der Bauern im Stadtgebiete anlangt, so wurden sie wohl — schon aus Gründen politischer Klugheit — nicht so grausam behandelt wie manche Untertanen von Fürsten und adeligen Herren, deren Schinderei und Plackerei gegen ihre Bauern, die sie maßlos aussaugten, bei gleichzeitigen Schriftstellern oft genug gebrandmarkt wird. Aber die Bauern hatten, gleich den niederen Bürgern, schwer zu leiden unter den indirekten Steuern, dem Gültwesen, und vor allem unter einem Grundübel der Zeit: den fortwährenden Fehden, bei denen in allen Fällen der Bauer derjenige war, der die Zeche bezahlen mußte. Denn zu Zusammenstößen der bewaffneten Haufen kam es selten genug; man wütete mit Sengen und Brennen gegen die wehrlosen Dörfer, falls die Bauern es nicht vorzogen, sich um hohes Lösegeld von solchem Übel freizukaufen, was aber unter Umständen ihr Herr als Unterstützung des Feindes strafte; dann wurden die Viehherden weggetrieben, die Saaten und Felder verwüstet, Einwohner weggefangen und erst gegen Lösegeld wieder frei gegeben. So erzählt der Chronist Eisenhart: „Im Städtekrieg ist dies die Gewohnheit gewesen mit den Gefangenen. So ein reisiger Knecht einen Bauern fäht, derselbig Bauer soll demselbigen ein fünf Gulden und dem Stockmeister

1 Gulden geben, auch sein Atzung und Zehrung bezahlen, dazu dem Rat und der Stadt zu voraus eine Armbrust, und was zur Schatzung gehört." Das heißt man mit fünffachen Ruten streichen! Bedenkt man, daß für Rothenburg von 1300—1450 fast kein Jahr ohne Fehde verlief, so kann man sich die Lage der Bauern vorstellen. — Und neben die Klagen über Bedrückung durch Steuern und harte Zeiten traten auch noch Beschwerden über die Habsucht der Kirche und ihrer Klerisei. So ward der Bauer von allen ausgebeutet und getreten; er war, wie ein Zeitgenosse sagt, „jedermanns Fußhader".

Reformatorische Gedanken hatten in Rothenburg schon zeitig Eingang gefunden; dem Hauptprediger Dr. Teuschlein war 1517 durch seine Wittenberger Freunde ein Exemplar von Luthers Thesen zugegangen; wenn wir auch keinen augenblicklichen Einfluß dieser Sendung nachweisen können, so wissen wir doch, daß er der neuen Richtung zugetan war und sich Schriften Luthers und Melanchthons beschaffte und eifrig studierte; die Kapläne bei Hl. Geist, Sailer und Renner, trugen seit 1522 lutherische Lehren vor und nun schloß sich ihnen auch Teuschlein an, ebenso ein Barfüßer, Hans Schmidt, genannt „der blinde Mönch" und etliche Priester des Deutschherrnhauses, deren einer auch des blinden Mönchs Schwester zur Frau nahm — all dies geschah mit stillschweigender Billigung des Rats. Ja sogar der Deutschherrnordensmeister setzte einen Geistlichen hieher, der schon in seiner früheren Pfarrei Münnerstadt lutherische Lehren gepredigt hatte, den Kaspar Christan. Als dieser nach seiner Präsentation durch den Orden für Rothenburg nach Würzburg kam, um sich für seine neue Stelle die Investitur zu holen, verlangte der bischöfliche Fiskal von ihm das Versprechen, künftig keine lutherischen Lehren mehr vorzutragen. Auf seine Antwort, er wolle nicht aufhören das wahre lautere Wort Gottes und Evangelium zu lehren und zu predigen, verweigerte ihm der Fiskal die Investitur, worauf ihm Christan im Weggehen erklärte, er sei auch ohne das Pfarrer und Commenthur zu Rothenburg. Weil nun die Investitur 20 Gulden eintrug, so wollte der Fiskal diese Summe nicht fahren lassen, sandte dem Christan also die Investitur in seine Herberge nach, nahm das Geld „und ließ den lutherischen Pfarrer und Prediger zu, Gott geb, wie es ging, er predigt

türkisch oder lutherisch" (Zweifel). Als nun gegen Ende des Jahres 1524 auch wandernde Prädikanten nach Rothenburg kamen, fand die Aufregung des Volkes neue Nahrung. Einer von ihnen, ein Bauer aus dem Ries, hatte besonderen Zulauf; er verlangte sogar, in der Hauptkirche predigen zu dürfen; als ihm dies nicht gestattet wurde, predigte er auf dem Brühl vor der Stadt; das Landvolk kam in Scharen zu seinen Predigten. Auch etliche Geistliche in den Dörfern des Gebiets hatten sich der neuen Lehre angeschlossen. So wuchs in Stadt und Land die Erregung — gar vieles wurde gesprochen, was gegen die Obrigkeit ging und Teuschlein sprach es ungescheut aus, Opfer in den Kirchen, Klauengeld (eine Viehsteuer) und Zehnten zu geben sei niemand schuldig. Trotz aller Besorgnis wagte der Rat nicht Teuschlein zu entfernen. So lagen die Verhältnisse, als Ende Dezember 1524 Karlstadt, aus Sachsen vertrieben, in Rothenburg eintraf, wo er allerdings nicht öffentlich hervortrat, aber sofort mit Teuschlein und sonstigen „Brüdern", seinen Anhängern, in Verbindung trat; zwar wurde er vom Rat ausgewiesen, verließ auch die Stadt, kehrte aber bald wieder dorthin zurück. Offen trat er allerdings auch jetzt nicht hervor; er wurde von seinen Getreuen verborgen gehalten und betrat erst am 17. April die Kanzel in der Jakobskirche, wo er gegen die Messe predigte; am gleichen Tag rotteten sich die Müller des Tals mit ihren Knechten zusammen und stürmten die Cobolzellerkirche; sie brachen die Türen ein, zerschlugen die gemalten Fenster, schändeten den Altar, trieben allerlei Mutwillen mit den heiligen Gefäßen und Meßbüchern; Altargemälde und geschnitzte Bildwerke wurden zerschlagen und die Trümmer den Fluten preisgegeben; ein gleicher Bildersturm wurde des andern Tags in der Hauptkirche versucht; doch wußten hier die Altgläubigen die Angreifer zu vertreiben.

Inzwischen war im Rothenburgischen Gebiet der Aufruhr schon in hellen Flammen emporgelodert. Am 21. März waren etliche 30 Bauern von Ohrenbach (etwa 2 Stunden von Rothenburg entfernt) mit Trommeln und Pfeifen zu Stadt marschiert und dort durch die Gassen gezogen; Bauern aus Brettheim, die ebenfalls in der Stadt waren, schlossen sich ihnen an und man hörte aufrührerische Reden gegen den Rat. Auf Zureden

restricted

restricted

restricted

restricted

abschlagen — so klangen wilde Rufe. Schließlich rieten die kaiserlichen Kommissare selbst zur Annahme der neuen Ordnung; nur bezüglich der geistlichen Güter erklärten sie eine Zurückstellung der Frage bis zum nächsten Reichstag für nötig. Der Ausschuß und seine Anhänger hatten gesiegt.

Wenden wir uns wieder einen Augenblick den Bauernhaufen zu. Ihre Schar war allmählich auf mehrere Tausend angewachsen; am 26. März war auch an der ganzen mittlern Tauber der Sturm losgebrochen; am 28. zogen die Bauern des Rothenburgischen Gebiets „in guter Ordnung zu Roß und zu Fuß unter braungrün-gelber Fahne (die Farben des Ackerfelds) mit den Geschützen, die sie von den Landtürmen weggenommen hatten“ an der Stadt vorbei und lagerten $^1/_2$ Stunde östlich von ihr am „Bauerngraben“ bei dem Dorf Neusitz, das mit seinem hochgelegenen Kirchhof, der auch die Straße nach Ansbach beherrschte, einen starken Stützpunkt bot. Die Zahl der im Neusitzer Lager versammelten Bauern betrug 2000; ungefähr ebensoviel hatten sich schon vorher — von Reichardsrot unweit Ohrenbach aus — zum Schüpfer Grund (bei Königshofen an der Tauber) gezogen; als sie unweit von Giebelstadt vorüberzogen, schloß sich ihnen Florian Geyer an. Von Neusitz zogen die Bauern am 29. auf die Höhe beim „Schandhof“ ($^1/_2$ Stunde westl. von Rothenburg), dann gegen Oberstetten und am 5. April in den Taubergrund, wo sie sich mit dem „Odenwälder Haufen“, den Metzler führte, vereinigten. Zu gleicher Zeit brachen auch zu Oehringen und in der Landwehr von Schwäbisch-Hall und im Heilbronner Gebiet die Unruhen aus. Im Taubergrund sammelten sich immer mehr Haufen, von da und dort zogen die Fähnlein herzu; bei Kloster Schefftersheim beschworen die Bauern ihr Freiheitsbündnis. Der „große Lienhart“ (aus Schwarzenbronn bei Rothenburg) und Fritz Büttner aus Mergentheim wurden oberste Hauptleute. Wir können hier die einzelnen Teile des Bauernheeres und ihre Züge nicht verfolgen; schließlich wandte sich die ganze Masse, die bis auf 20 000 Mann angewachsen war, gegen Würzburg, dessen Bürgerschaft mit den Bauern gemeinsame Sache machte und den Bischof zur Flucht zwang; nur die Feste Marienberg widerstand den Stürmen der Bauern — sie zu fällen

bedurfte man Geschütze — Rothenburg sollte sie dem Bauernheer liefern und Florian Geyer selbst kam in die Stadt um dieses Anliegen vorzubringen und die Stadt zur völligen Verbrüderung mit der Bauernschaft zu veranlassen.

Nach dem oben gemeldeten Sieg der Volkspartei war hier der Ausschuß durch neue Mitglieder erweitert worden; bei den Neuwahlen zum inneren und äußeren Rat war in diese auch ein Teil der Mitglieder des Ausschusses gewählt worden. Menzingen ward Steurer — das erste war, daß er seine eigenen Steuerrückstände auslöschte! Als am 17. April der Markgraf, nachdem Mergentheim und Lauda in die Hände der Bauern gefallen waren, die Stadt nochmals zum Anschluß an sich aufforderte und Hilfe zur Unterdrückung des Aufstands verlangte, erhielt er eine ausweichende Antwort. Auf der andern Seite drängte indes die Bauernschaft; sie wünschte den Anschluß der Stadt, ja sie forderte geradezu die Stellung von 200 Reisigen und 2 großen Geschützen. Für die Erfüllung eines solchen Verlangens wollten weder Ausschuß noch Rat die Verantwortung übernehmen; es ward also die Gemeinde berufen; die einzelnen Handwerke sollten ihre Meinung darlegen; es zeigte sich dabei nur, daß die Unklarheit und Unentschlossenheit groß war; ein selbständiges Urteil gaben die Gewerbe nicht ab; sie erklärten dem, was Rat und Ausschuß beschließen würden, zu folgen. Aber diese waren selber in einer bösen Klemme; auf der einen Seite drohten die Bauern mit Gewaltanwendung; andererseits kamen warnende Zuschriften, die auf baldigen Umschlag der Verhältnisse hinwiesen. Man suchte Hilfe beim Reichsregiment — ein Scheinschritt zu späterer Rechtfertigung; man wandte sich an Nürnberg, das freundschaftlich alles Gute wünschte, aber eine Hilfeleistung für unmöglich erklärte; auch mit dem Markgrafen, der ein Schutzbündnis anbot, verhandelte man; schließlich schloß man mit seinen Räten einen nichtssagenden Vertrag; die alten Herrn vom Rat scheuten die Kosten — der Markgraf forderte für 1—2 Monate Soldzahlung für 1000 Knechte — andere mißtrauten der fremden Besatzung, wieder andere, die kein gut Gewissen hatten, fürchteten für Leib und Leben. Der Rat mochte auch wohl glauben, unter Umständen noch selbst stark genug

zur Abwehr zu sein; am 27. April hielt er große Musterung; 550 Bürger erschienen, alle in guten Harnischen; aber 250 waren weggeblieben!

Inzwischen liefen Nachrichten von den weiteren Erfolgen der Bauern ein; die radikalen Teile der Bevölkerung bekamen Oberwasser —; als gar die Kunde kam, daß auch andere Städte, wie Hall und Dinkelsbühl, sich mit den Bauern geeinigt hätten, war bereits allgemein Stimmung vorhanden für Verbindung mit den Bauern; nur darüber, wieweit diese gehen sollte, waren die Meinungen noch geteilt. Schließlich aber schickte man an die Bauern Gesandte; sie sollten einen Vertrag nach Art des Dinkelsbühlers mit ihnen schließen; dazu trieb die Angst und Besorgnis, man könnte von der Bauernschaft „überzogen und beschädigt" werden. Dem Markgrafen ließ man eine völlige Absage zukommen; „sind ihm die Augen derart übergangen und hat geweint ob solch guten Mären und Botschaften" *); seine eigenen Untertanen im Aischgrund, im Oberland, im Ries hatten sich nämlich auch erhoben. Doch erbot er sich nochmals zur Hilfe, wenn Rothenburg sie verlange. Menzingen spielte hier ein doppeltes Spiel: er erklärte, wenn die Gemeinde nicht in ein Bündnis mit dem Markgrafen willige, verlasse er sie; — und gerade er ließ sich als Gesandter zu den Bauern schicken und das Bündnis mit diesen war gerade sein Werk. —

Als die Rothenburger Gesandten am 8. Mai in Florian Geyers Begleitung in Heidingsfeld einritten, war dort eben die Nachricht vom Anzug des großen Weinsberger Haufens eingelangt — das mußte ihre Lust der Verbrüderung zuzustimmen nur erhöhen. Nach ihrer Rückkehr in die Stadt fand am 11. Mai über die Sache Verhandlung in der Pfarrkirche statt; der endgültige Beschluß ging dahin „Rothenburg werde sich mit der Bauernschaft verbrüdern, um das zu vollstrecken, was das Wort Gottes ausweise, bis zur Vollendung der Sache". Nach längeren Verhandlungen ward der Vertrag zu Heidingsfeld abgeschlossen, die gegenseitige Eidesleistung sollte nach Eintreffen der Gesandten der

*) Er hatte jedenfalls auch damit gerechnet, an der festen Stadt unter Umständen einen Zufluchtsort und einen Stützpunkt für die Operationen seiner Heeresmacht zu haben.

Bauernschaft in Rothenburg stattfinden. Diese Gesandten waren der Schultheiß Bezold von Ochsenfurt und Florian Geyer; es war am 14. Mai. Vor Rat und Ausschuß trugen diese beiden dann die Vertragsartikel vor, nachdem Geyer vorher in kräftigen Worten die Absichten der Bauernschaft in einer sehr gemäßigten Form vorgebracht hatte. Die Artikel lauteten (mit einigen Kürzungen): „Erstlich will gemeine Versammlung das heilige Wort Gottes, die evangelische Lehre, aufrichten, und daß solches hiefüro rein und lauter gepredigt werden soll ohne Vermischung menschlicher Lehre und Zusätze. Mittler Zeit soll man keinem Herrn weder Zins, Zehnt, Gült, Handlohn, Hauptrecht oder dergleichen geben, so lang bis durch die Hochgelehrten der Heiligen Göttlichen wahren Schrift eine Reformation aufgerichtet werde, was man geistlicher und weltlicher Obrigkeit schuldig sei zu leisten oder nicht.

Item es sollen auch schädliche Schlösser, Wasserhäuser und Befestigungen, daraus gemeinem Mann bisher hohe merkliche Beschwerung zugestanden, eingebrochen oder ausgebrannt werden; doch was darinnen von fremder Habe ist, soll ihnen, sofern sie Brüder sein wollen und gegen gemeine Versammlung nicht getan haben, widerfahren; und was für Geschütz in solchen Häusern vorhanden, soll gemeiner Versammlung zugestellt werden. Es sollen auch alle die Geistlichen und Weltlichen, Edeln und Unedlen hinfür sich des gemeinen Bürger- und Bauernrechtes halten und nicht mehr sein, denn was ein andrer gemeiner Mann tun soll.

Item die Edelleute sollen alle geflüchteten Güter der Geistlichen oder anderer, sonderlich vom Adel, die wider den Haufen getan hätten, der Versammlung zustellen bei Verlust Leibs und Gutes. Und schließlich, was die Reformation und Ordnung, die von den Hochgelehrten der Heiligen Schrift, wie oben steht, beschlossen wird, ausweist, des soll sich ein jeder, Geistlicher und Weltlicher, hinfür gehorsamlich halten!“

Beschwerlich erschien dem Rat, daß Zins und Gült nicht mehr gegeben werden sollte; deren Aufhören würde das Ende der Stadt bedeuten. Bezold erklärte dagegen, nicht darum, daß gar keine Gült und Rente mehr gegeben würde, habe man den Krieg begonnen, sondern daß man sich nach Billigkeit darüber vergleiche. Er und Geyer

restricted

restricted

restricted

barden und allem beweglichem Geschütz augenblicks nach Heidingsfeld sich aufmachen.“ Der Rat aber unterdrückte das Schreiben. Auch die Bauern aus dem Rothenburger Gebiet, die sich seit 28. Mai am Endser Berg gesammelt hatten und die Tauber hinabgerückt waren, zerstreuten sich auf die sichere Kunde von der Königshofer Niederlage; was an Flüchtigen nach der Schlacht in die Stadt gekommen war, wurde von Rat weggewiesen. In Würzburg hatte man auf die Nachricht vom Verlust der Schlacht das falsche Gerücht ausgesprengt, Metzler habe, unter schweren Verlusten zwar, sich behauptet; doch bedürfe er Verstärkung. Geyer zog also mit über 5000 Mann ab. Unweit Sulzdorf sahen sie sich plötzlich der Reiterei und den Geschützen des Truchsessen gegenüber; als sie den nahen Guttenberger Wald zu ihrer Deckung zu erreichen suchte, verlegten ihnen die Reiter den Weg. So gut es anging, ließ Florian Geyer die Fähnlein in Ordnung treten, errichtete eine Wagenburg mit 36 Geschützen und begann das Feuer gegen die Feinde. Wie aber des Gegners Schützen angriffen und ihr ganzes Zeug und das Geschütz herkam, begannen die Bauern hinten aus der Wagenburg zu fliehen; den Fliehenden setzten die Bündner nach, rastlos und unermüdlich — und wen sie ereilten, war des Todes. Florian Geyer mit den Getreuen, seiner schwarzen Schar, hielt aus; mit 600 Mann zog er sich gegen Dorf und Schloß Ingolstadt in guter Ordnung zurück, ohne daß die wiederholt anstürmenden Reiter sie überwältigen oder zersprengen konnten. In Ingolstadt selbst warfen sich 200 in den befestigten Kirchhof und die Dorfkirche; 300 erreichten die Trümmer des dortigen Schlosses, von welchem seit seiner durch die Rothenburger 1441 erfolgten Zerstörung noch eine hohe Mauer und der Hauptturm standen. Mit dem Mut der Verzweiflung suchten diese 300 nun ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Mit Geschützen ward ein Stück der Ringmauer eingelegt; nun stiegen die Reiter, Grafen, Herren, Ritter und reisigen Knechte von den Rossen und liefen Sturm. An der Treppe empfing sie ein wütendes Feuer; ihrer Hundert fielen und die andern mußten wieder zurück. Abermals ließ man die Geschütze spielen; zum zweitenmal trat der Gegner „mit ganzem Ernst“ zum Sturm vor. Den Bauern war das Pulver ausgegangen; so gelang es dies-

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

IV. Vom Bauernkrieg bis zum Ende des 30 jähr. Krieges.



Das Spitaltor

Zwei Jahrzehnte nach dem Bauernkriege war auch in Rothenburg Luthers Lehre durchgedrungen (um 1544). Doch trat die Stadt dem Schmalkaldischen Bunde, der zur Verteidigung des Glaubens und zur Wahrung der politischen Selbstständigkeit von einer Anzahl evangelischer Fürsten und Städte geschlossen war, nicht bei. Als aber im Jahre 1546 der Krieg ausbrach infolge der Weigerung der Schmalkaldner die Religionsstreitigkeiten der Entscheidung des nach Trient berufenen Konzils anheimzustellen, war die Stadt doch auf ihre Sicherheit bedacht und warb zu ihrem Schutz 300 Landsknechte. Die zwei ungleichen Häupter der protestantischen Partei, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Zauderer, und der energische entschlossene Landgraf Philipp von Hessen, zogen auf ihrem Marsch gegen den Kaiser hier durch; ihre Truppen lagerten mehrere Tage in und um Gebsattel und Bockenfeld. Auf dem Kriegsschauplatz an der Donau kam es zu keinem ernstlichen Kampf; der Einfall des Herzogs Moritz von Sachsen im Lande seines Vetters

restricted

Frankreich angeschlagen.*) Noch schlimmer erging es der Stadt 1553, wo Albrecht Alcibiades auf eigene Faust den Krieg weiterführte. Dies verstieß gegen den Landfrieden und auf dem Kreistage zu Nürnberg ward auch Rothenburg aufgefordert, zu dessen Aufrechterhaltung mitzuwirken; statt nun für die erlittene Bedrückung sich zu rächen, wollte die Stadt neutral bleiben. Und als 1554 der Herzog von Braunschweig, der mit den übrigen Verbündeten Albrecht in Schweinfurt belagerte, Geschütze und 30 000 fl. in bar zum Sold für seine Truppen forderte, bat der Rat untertänigst, die „arme Commune" zu verschonen, da sie an der ganzen Empörung weder Schuld noch Anteil habe. Auch die Drohung des Herzogs, das Geld durch seine Soldaten holen zu lassen, verfing nicht; der Rat glaubte, ihn vor Schweinfurt gebunden. Doch Albrecht zog von dort ab, ward bei Schwarzach geschlagen und nun erschienen die Verbündeten vor Rothenburg. Nun half kein Klagen, keine Berufung auf kaiserliche Schutzbriefe mehr: die Stadt mußte dem Bunde beitreten, Beisteuer für die kommenden Kriegskosten zusagen und zur Abwendung der Plünderung 80 000 fl. Kontribution zahlen, — zum Teil in goldenen und silbernen Geräten, da soviel Baargeld augenblicklich nicht vorhanden war.

Das Jahr 1555 brachte den „Augsburger Religionsfrieden". Die Anhänger der alten Religion und die der Augsburgischen Konfession Verwandten sicherten sich gegenseitig ungekränkten Bestand des Glaubens und aller Rechte zu. Doch bedeutete dies nur eine scheinbare Beseitigung und Aufhebung der Gegensätze; deren blieben noch genug unausgeglichen auf konfessionellem Gebiet; es traten neue hinzu und bald kam es dahin, daß die beiden Parteien zu den Waffen griffen, nachdem sie lange einander mit steigendem Argwohn gegenüber gestanden waren, der schließlich auf beiden Seiten von Bildung von Bünden geführt hatte, der evangelischen Union (1608) und der katholischen Liga (1609). Am 11. Juni 1611 fand hier in Religionssachen eine Beratung

*) Moritz hatte mit Heinrich II. einen 1552 zu Chambord unterzeichneten Subsidienvertrag abgeschlossen, der dem König von Frankreich das Reichvikariat in Metz, Toul, Verdun, Cambray zugestand, eigentlich ein landesverräterisches Abkommen, das sich aus der politischen Lage nur ungenügend entschuldigen läßt.

von Kurfürsten und Ständen des Reiches statt, an der außer den kaiserlichen Gesandten auch Botschafter von Frankreich, England und den Staaten Hollands teilnahmen. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der nachmalige König von Böhmen, ritt damals mit 136 Pferden ein; 1618 und 1619 folgten hier Konvente der Fürsten der Union, der sich die Reichsstadt notgedrungen selbst anschloß, wenn sie auch 1623 auf Anmahnung des Kaisers hin vom Bündnis wieder zurücktrat.

Was die Stadt in den 30 Jahren des großen Krieges an Leiden und Drangsalen erduldet hat, das berichten unsere Chroniken ausführlich*). Zwar war die Stadt und ihr Gebiet in gutem Zustand; insbesondere hatte man im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts den Befestigungswerken ziemliche Sorgfalt zugewandt; allein sie waren doch den Forderungen der Zeit nicht mehr völlig gerecht und gegen die Geschütze nicht widerstandsfähig genug. Noch im Beginn des 17. Jahrhunderts hatte man angefangen, die Stadtmauer an besonders empfindlichen Stellen durch Auflegen sog. „Katzen“ (Erdwälle) auf die Wälle zu decken; auch hatte man vor dem Klingentor den Bau eines vorgeschobenen Werkes begonnen (1610), die Arbeiten aber wieder aufgegeben. Aber vor allem war Rothenburg seine Lage an der Heerstraße zwischen Thüringen, Franken und Schwaben und auf dem Wege zwischen Rhein und Donau verhängnisvoll; Durchmarsch folgte auf Durchmarsch, Einquartierung auf Einquartierung, ob Freund ob Feind, war schließlich gleich; die ersteren waren noch schlimmer:

„Nun ist des Kriegers Zier und Recht
Nicht, daß man wider Feinde fecht,
Sondern die Freund an Leib und Gut
Gantz jämmerlich berauben thut.“

Wir halten uns bei Erzählung der Vorgänge im hauptsächlichen nur bei den Ereignissen des für Rothenburg bedeutsamsten Jahres 1631 auf, von den anderen Jahren nur einzelnes erwähnend. 1621 zog Ernst von Mansfeld, der so recht dem Grundsatz huldigte, daß der

*) Soeben erschien: R. im Jahrhundert des großen Kriegs. Aus der Chronik der Sebastian Dehner herausgegeben, von Karl Heller, Ansbach, Seybold, 1913. Dehner lebte 1612—1679; seit 1637 war er Präzeptor an der lat. Schule.

Krieg den Krieg ernähren müsse, mit seinen Banden durchs Stadtgebiet; auf die Schreckenskunde von seiner Annäherung flüchtet die Landbevölkerung mit ihrer beweglichen Habe in die Stadt. 14 Tage nach ihm erschien Tilly in der Nähe, dessen Truppen mit Proviant versehen werden mußten. „Haben die Mansfeldischen übel gehaust, so habens die Bayrischen ebenso grob gemacht" schreibt der Chronist. 1622 kam Radzwill*) mit seinen Kosaken in die Landwehr, gegen Schluß des Jahres erschienen die Pappenheimer, „von welchen alle Tag viel in die Stadt geritten, darin gesoffen, sich unnütz auf den Gassen bei den Bürgern gemacht"; doch wußten die Bürger sich ihrer zu erwehren; der schmale Durchgang beim Kobolzeller Tor hieß bei den Soldaten nur „der Strudel," „weil sie gemeiniglich allda von den Bürgern sind geklopft worden." Immerhin waren die Bewohner der Stadt noch gut daran; schlimm und grauenvoll erging's den armen Bauern. Ein Vers jener Zeit heißt:

„Sag her, was ist der Bauer? Ein Raub zu solcher Zeit;
Er und sein ganzes Sein ist der Soldaten Beut."

Der Rothenburgische Ratskonsulent Gg. Christoph Walter schildert in seinem 1647 zu Nürnberg gedruckten Werk „Eunomia Metatorum. Vom Einquartierungs-Rechte" aus eigener Anschauung und nach Berichten von Augenzeugen drastisch genug, wie nach dem Grundsatz „Krieg ist Krieg; Krieg kann man nicht im Sack führen" alle Drangsal und Quälerei für erlaubt galt, wenn die Soldaten mit ihren Dirnen und Jungen ins Quartier kamen und nun sich dort breitmachten und kommandierten: Bauer hol, Bauer bring, schaff her! Wie die wilden Horden Kisten und Kasten durchwühlen und Türen und Schlösser sprengen, wie sie Wein und köstliches Essen vollauf heischen, wie sie Geld erpressen mit Prügeln und Bedrohungen an Leib und Leben; und wenn nicht alles nach Wunsch geht, wie hausen sie da erst, schlagen Stube, Ofen, Bänke, Fenster ein und zerbrechen alles, was ihnen unter die Hände kommt, verderben das Saat-

*) Die lateinische Rede, mit der ihn der städtische Syndikus Dr. Fr. Syntz aus dem Stegreif begrüßte, machte auf ihn solchen Eindruck, daß er seiner Verwunderung in den Worten Ausdruck gab: er hätte nicht gedacht, daß solche Beredsamkeit und Kenntnis des Lateins sich bei Deutschen finde. In Polen war das Latein weit verbreitet.

getreide und führen Pferde und Ochsen weg. Wie groß die allgemeine Unsicherheit war, können wir daraus ersehen, daß man 1626 und 1627 im Frühling und Herbst den Acker- und Feldleuten Musketiere zur Bedeckung mitgeben mußte, damit ihnen das Kriegsvolk nicht die Pferde vom Pflug hole! Die Bürger in der Stadt waren auch deswegen solchem Übermaß der Quartierlasten weniger ausgesetzt, weil man anrückenden Truppen eine Menge Proviant und für die Führer reiche Geschenke entgegenschickte, um die Stadt selbst vor Durchzug und Einlagerung zu bewahren. Aber schließlich sollte Rothenburg auch diese Leiden in reichstem Maße kosten, in seinem „Unglück- und Jammerjahr" 1631*).

Die Stadt war in diesem Jahre dem „Leipziger Schluß"**) beigetreten. Diesen zu sprengen, war dem Generalfeldwachmeister Grafen Fürstenberg aufgetragen, dessen erste Operationen den fränkischen Reichsstädten gelten sollten. Doch rief ein Befehl Tillys den größten Teil seiner Streitkräfte nach Sachsen; es blieb vorerst nur ein kleiner Teil unter General Aldringen in Oberdeutschland zurück: Fürstenberg selbst kam auf seinem Zug in die Stadt, wo er drei Tage blieb; so lange dauerte auch der Durchmarsch der Armee durch die Landwehr; in der Stadt, die bald darauf den „Leipziger Schluß" förmlich „revocierte", blieben unter Oberstl. Adelshofen 2 Kompagnien, die am 26. August durch zwei Kompagnien des Regiments Aldringen, darunter die Leibkompagnie, abgelöst wurden; diese blieben hier, als Aldringen durch einen Befehl des Generalissimus selbst ebenfalls nach Sachsen abberufen wurde; bis 21. September dauerten nun wieder die Durchzüge durch die Landwehr an. Aldringen erreichte allerdings Tilly nicht mehr vor dessen Niederlage bei Breitenfeld (17. Sept.). Während Gustav Adolf sich nach seinem Siege nach Würzburg wandte, das sich ihm am 4. Oktober ergab, zog sich Tilly

---

*) Ich schließe mich in der Schilderung der Ereignisse hauptsächlich an die oben genannte Veröffentlichung Hellers an.

**) Der Kurfürst von Sachsen hatte Anfangs des Jahres die protestantischen Stände nach Leipzig berufen um den Zusammenschluß zu einheitlichem Vorgehen gegen Liga und Kaiser zu bewirken: Die Versammlung tagte bis zum April und man beschloß auch zu rüsten; der Fränkische Kreis sollte 5579 Mann zu Fuß und 860 Reiter aufbringen.



aus Hessen an den Main zurück und vereinigte sich bei Miltenberg mit dem Herzog Karl von Lothringen; er hatte nunmehr wieder ein Heer von 40 000 Mann beisammen; doch war es mit dieser Armee nicht zum besten bestellt in Hinsicht auf Bewaffnung und Verproviantierung. Vor Rothenburg erschien nun am 4. Oktober ein von Ossa abgesandter Kriegskommissar, der rückständige Kriegskosten von den fränkischen Reichsstädten einzutreiben beauftragt war. Trotzdem die in der Stadt liegenden Kaiserlichen die Öffnung der Tore verlangten, ließ der Rat nur den Kommissar ein; die ihn begleitende Reiterabteilung wurde bei Brettheim (12 km südöstlich von Rothenburg) einquartiert. Diese wurden am 7. Oktober auf Angabe von Bauern durch den von Ochsenfurt her im Taubergrund mit 11 Kompanien Dragoner anrückenden schwedischen Oberst Uslar überfallen und zersprengt; der Zusammenstoß spielte sich vor der Südseite der Stadt ab. Andern Tags ließ der schwedische Oberst die Stadt zur Übergabe auffordern. Die kaiserlichen Truppen, bei 800 Mann stark, verweigerten die Gegenwehr; sie lagen die ganze Nacht in Rüstung und mit den Fahnen in Bereitschaft bei etlichem Wachtfeuer. Als am andern Mittag nun der schwedische Rittmeister Rinckenberg — Sohn eines Rothenburger Ratsherrn — einritt und auf dem Markt die Kaiserlichen anrief: „Schwedisch oder Kaysserisch?“ da scholl's ihm einmütig entgegen: „Schwedisch, Schwedisch!“ „Hat keiner kein Wehr noch Büchsen aufgehoben und also alle treulos und meineidig worden.“ Sie zerrissen selber ihre Fahnen und zerbrachen die Stangen, zerschlugen ihre Trommeln und warfen ihre Waffen weg, nachdem sie Quartier erbeten und zugesichert erhalten hatten. So war die Stadt schwedisch geworden; doch blieb nur eine Kompagnie Reiter unter Rinckenberg in der Stadt. Die 60 Mann fühlten sich nun drei Wochen lang als Herren der Stadt; sie unternahmen von hier aus Streifzüge zur Plünderung namentlich der benachbarten katholischen Landstriche und warben Mannschaften an für die in Würzburg liegende Armee. Am 28. Oktober jedoch lief spät am Abend beim Rat eine schriftliche Aufforderung Tillys ein, die Stadt zu übergeben. Der Rat war bis um Mitternacht versammelt und berief die ganze Bürgerschaft aufs Rathaus; nur wenige Stimmen — genannt werden der

Bürgermeister Bezold, Georg Nusch und der Rektor Seyboth — erhoben sich dafür, dem Kaiser, dem man gehuldigt, gelobt und sich verpflichtet, nicht freventlich zu widerfechten, „sonderlich weil man mit Volk und Gegenwehr nicht versehen"; sie wurden überschrieen mit dem Rufe: „Schwedisch, Schwedisch! Es gehe darüber, wie es wolle." Dieser Entschluß ist wohl ein Ausfluß von Glaubenstreue und innerer Überzeugung gewesen; Rinckenbergs persönlicher Einfluß mag mitgewirkt haben, die Hoffnung auf Ersatz durch Gustav Adolf mitbestimmend gewesen sein. Man ging sogleich daran, alles zu bewehren, „was Büchsen tragen und brauchen könnte", auch die größeren Schüler und die Alumnen der Lateinischen Schule wurden zugezogen. Schon am Nachmittag des 29. Oktober war die Stadt vom Feind völlig umzingelt; am 30. gegen Mittag kamen neue Regimenter unter dem Herzog von Lothringen nachgerückt, die mehrmals den Sturm versuchten, doch immer wieder abgeschlagen wurden (der Hauptangriff erfolgte auf der Strecke zwischen Klingen- und Rödertor.) 30 Stunden lang konnte die Bürgerschaft, verstärkt durch bewaffnete Leute aus der Landwehr — die Zahl der Verteidiger mag 900 bis 1000 betragen haben, — sich der Angreifenden erwehren, obschon auch die Munition anfing knapp zu werden; als aber infolge Unvorsichtigkeit der Pulvervorrat der Klingenbastei anging und der Feind seine großen Stücke aufpflanzte und spielen ließ, blieb nur Ergebung über: am Galgentor wurde ein weißes Tuch ausgehängt. Noch leuchtete ein Hoffnungsschimmer auf, als das Gerücht sich verbreitete, der Schwedenkönig sei im Anzug; ein Teil der Bürgerschaft, die sich schon entwaffnet hatte, wollte nochmals zur Gegenwehr schreiten, zu der auch die kleine schwedische Besatzung drängte; doch war das Gerücht falsch gewesen; so wurde denn in später Nachtstunde das Galgentor geöffnet, durch das der Lothringer mit seinem Volk einzog. Nach Mitternacht begannen diese mit der Plünderung; am nächsten Morgen (31. Okt.) wurde diese von den Nachkommenden fortgesetzt; am Mittag zogen dann die feindlichen Generale selber ein, an ihrer Spitze der Generalissimus Tilly, der Herzog von Lothringen, Ossa, Aldringen. Aldringen war es, der am erbittersten auf die Stadt war; der Treubruch und Abfall seiner zwei Kompagnien, darunter seiner



Tilly



in Rothenburg

Leibkompagnie, hatte ihn so erzürnt, da er annahm, die Soldaten seien von der Bürgerschaft zu ihrem meineidigen Verhalten bestimmt worden. Von Aldringen also soll der Befehl ausgegangen sein, alles, Mann und Weib, jung und alt niederzumachen. Auf solche Schreckenskunde eilte groß und klein, was laufen konnte, auf den Markt, wo die Generalität sich befand, „um mit Heulen und Schreien und Bitten umb Gnade einen Fußfall zu tun“; ja die Kinder in der Wiege brachten Weiber mit;

„Da kamen die Weiber in der Stadt
Und baten mit ihren Kindern um Gnad;
Das war so traurig und elend,
Ja daß Herr Tilly selber bat,
Man sollt ihn doch beweisen Gnad,“

sagt ein gleichzeitiges Volkslied; und der Chronist erzählt, das Bitten und Heulen sei Tilly so zu Herzen gegangen, daß er darüber zu weinen angefangen und gesprochen: „Steht auf, liebe Leut, und geht heim; es soll euch kein Leid widerfahren; ich denke anjezo an Magdeburg; seit derer erbärmlichen Verwüstung hab' ich kein recht Glück gehabt; geht heim in Frieden und betet für den Kaiser und seine Generale und gantze Armee; ich will mit der Trummel lassen umbschlagen und das gefaßte Urteil der Niederhauung laßen abkünden und einstellen.“ Der Passus über Magdeburg mag wohl der Phantasie des Erzählers entsprungen sein; ausschlaggebend für Tilly's Milde mag es gewesen sein, daß Aldringen seinen Verdacht widerrief, da ihm ein unzweifelhafter Beweis der Schuldlosigkeit der Bürger erbracht wurde. Aber immerhin erschien die Rettung als so wunderbar, daß später die Sage sich ihrer bemächtigte*). Doch war, abgesehen von

*) Die Sage erzählt, Tilly habe den ganzen Rat wegen des frevelhaften Widerstands enthaupten lassen wollen und den Bürgermeister Joh. Bezold abgeschickt, den Scharfrichter zu holen. Durch des Scharfrichters Weigerung, sich an seinen Herrn zu vergreifen, entstand ein Verzug; in der Zwischenzeit ließ der Rat aus dem Ratskeller den besten Wein in einem mächtigen Humpen kredenzen. Da habe Tilly in grimmigem Scherz Gnade verheißen, falls sich unter den Ratsherren einer fände, der den Pokal auf e i n e n Zug leere. Dieser „Meistertrunk“ sei auch wirklich dem Altbürgermeister Nusch geglückt; „es hat ihm aber nichts geschadet,“ wie ein späterer Chronist beifügt. Die gleichzeitigen Berichte wissen nichts vom Meistertrunk; auch in

der Plünderung, das Elend noch groß genug. Drei kaiserliche Regimenter lagen 11 Wochen lang in der Stadt und hausten, „daß es Heiden und Türken nicht hätten ärger machen können". Dazu wurde der Stadt eine Brandschatzung von 20 000 fl auferlegt, zu deren Aufbringung die Bürgerschaft auch ihr Geschmeide beisteuerte, auch die auf 400 fl gewertete Kette der Schützen kam mit weg; außerdem sollte die Stadt für die Truppen noch 6000 Ellen Tuch und 3000 Paar Schuhe liefern; da die rasche Beschaffung derselben nicht möglich war, wurden hierfür der Ranzion noch an 4000 fl zugeschlagen. — Die Truppen hatten auch die Pest eingeschleppt; an manchen Tagen wurden über 40 Personen begraben. Alles in allem schlug man den Schaden in Stadt und Land auf etliche Tonnen Gold an.

1632 sah die Stadt sich genötigt, wieder den Schweden ihre Tore zu öffnen; am 19. September dieses Jahres kam Gustav Adolf selbst in die Stadt; vier Wochen später nahm er abermals Quartier hier (17. Okt.). Schon im November des gleichen Jahres fiel er bei Lützen; drei Donnerstage hintereinander fanden zu seinem Gedächtnis hier Bettage statt. Nach der für die Schweden unglücklich verlaufenen Schlacht bei Nördlingen (1634) gelang es der Stadt zwar mit Hilfe einer schwedischen Besatzung einen Angriff Johanns von Werth abzuschlagen; aber eine besondere Begeisterung von Seiten der Bürger war nicht zu verspüren; nur die Drohungen des schwedischen Kommandanten trieben sie zum Widerstand. Doch als kurz darauf Piccolomini erschien und von der Engelsburg aus, wo er ca. 20 Geschütze aufgefahren hatte, die Stadt mit glühenden Kugeln und Granaten beschoß, einen Teil der Mauern auch stark beschädigte und unter dem Schutz der Geschütze seine Truppen sich zum Sturme anstellen ließ, da entfiel den Bürgern jeder Mut. Als Piccolomini einen Trompeter in die Stadt geschickt hatte, drängte die Bürgerschaft den schwedischen Major zur Ergebung; „sind ihm mit Musqueten und Spießen, wo er geritten, nachgelaufen." Die Ranzion belief sich diesmal auf

der Dankpredigt für die gnädige Errettung und in den Friedenspredigten, die ausführlich genug alles überstandene Unheil aufzählen, ist er nicht erwähnt. Erst in Chroniken des 18. Jahrhunderts taucht es auf. Rusch hatte übrigens, wie oben erwähnt, zu denen gehört, die vom Widerstand abgeraten hatten.

30 000 fl. Abermals wurde durch die Soldaten eine Seuche eingeschleppt, die aufs fürchterlichste wütete, so daß viele Häuser ganz ausstarben und öd stehen blieben. Durchzüge und Einlagerung von Freund und Feind nahmen ihren Fortgang. Eine Beschießung hatte die Stadt noch einmal auszuhalten, als sie 1645 von Turenne belagert wurde; auch hier war es nur die Besatzung, bayerische Dragoner, die zu längerem Widerstand entschlossen war. Man kann es ja wohl der Bürgerschaft nicht verübeln, wenn sie in dem Auf und Nieder des Wechsels in den Besatzungen, unter dem Druck der dauernden Nöte und gehäuften Drangsale zu abgestumpft und gleichgültig geworden war um noch den Gedanken an Selbstverteidigung zu hegen; eigenartig mag's uns freilich dünken, wenn die Bürger, während auf der Ostseite der Stadt die Bayerischen Dragoner im feindlichen Feuer standen, auf der entgegengesetzten Seite den ausgehungerten Soldaten der gegnerischen französischen Armee über die Mauer hinunter mit emsiger Beflissenheit Nahrungsmittel verschacherten! — Auch die letzten Jahre des Krieges brachten noch Plackerei genug mit Einlagerungen und Durchzügen; ein besonders schlechtes Andenken hinterließen die letzten einquartierten Schweden von Wrangels Armee, „es haben sich diese Schweden sehr unnütz gemacht, als kaum jemals geschehen ist bei einer Quartierung, daß die Leuth so gepeinigt worden".

Endlich kam der ersehnte Friede, auch hier mit lautem Jubel gegrüßt und mit feierlichem Gottesdienst, mit einem Actus auf der Schule und einem dreitägigen Volksfest mit großem Schießen gefeiert beim Friedensfest im August 1650. Ungeheuer waren die Opfer gewesen, die die Kriegszeit der Stadt auferlegt hatte; ihre Leistungen für Kontribution und Einquartierungen betrugen nach Ausweis der Rechnungen an 2 Millionen Gulden. Der Superintendent Zierlein gibt in seiner Friedenspredigt ein anschauliches Bild der Verheerungen und Verwüstungen, die der Krieg angerichtet hatte; „Noch kann man die niedergebrannten Häuser sehen, die verfallenen Dörfer, die verödeten Felder; noch sind die Straßen besetzt von Schnapphähnen, leer sind Beutel und Säckel, Scheuern und Fässer sind ledig. Den Kirchen fehlen die Diener, dem Staat die Untertanen, den Dörfern die Bauern und den Städten die Bürger, dem ganzen

Gebiet die Bevölkerung." Auch die Kirchenvisitationsprotokolle aus den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg gewähren einen Einblick, wie harte Mühe es kostete und wie lange es dauerte, bis einigermaßen geordnete Verhältnisse eintreten; noch geraume Zeit blieben Güter und Felder unbebaut und öd liegen; so manches Flecklein Land, das früher des Menschen Fleiß bebaut und bestellt hatte, war von Dorn und Busch und Gestrüpp überwuchert — und es fehlte an Händen, dem Vordringen der Wildnis Einhalt zu tun; gar manches Stück, auf dem sie sich eingenistet, ist ihr nie mehr entrissen worden. Wie gern mochte das arme Häuflein, das all diesen Drangsalen entronnen und übrig geblieben war, aus Herzensgrund einstimmen in den Ruf: „Es lebe der Friede, es grüne der Friede, es blühe der Friede und alles Volk spreche „Amen!" Und hören wir denn zum Schluß einen Rothenburger Dichter den wiedergewonnenen Frieden und seine Segnungen grüßen; an ergreifender Schlichtheit und Innigkeit können seine Verse sich freilich nicht mit Paul Gerhardts bekanntem Friedenspreis messen; das verhindert schon der Wortreichtum ihrer steifen Alexandriner; aber als bodenständiges Gewächs und Zeugnis für die Stimmung der Zeit verdienen sie doch wohl ihr Plätzchen; sie lauten:

„Da es noch Krieg im Land, war Fried und Freud vergangen,
Die Stätte fielen ein, die Häuser wurden öd,
Die Menschen starben hin; die blieben wurden blöd!
Da es noch Krieg im Land dorfft Lehr und Kunst nicht prangen;
Die Felder lagen wüst und fruchtloß anzusehen,
Die Saat ward abgefretzt, da es noch Krieg im Land;
Kein Recht nach Frommkeit galt, der Krieg hatt' Oberhand;
Mars, durch dein Grausamkeit zu Grund wollt' alles gehen.
Nun, Gott sei ewig Lob, der Fried ist wiederkommen,
Die Straßen wieder rein, man wandelt sicher fort,
Man flicket wieder aus die eingefallne Ort,
Man hat zu richten auf die Häuser vorgenommen.
Der Bauersmann stürzt um lang wüstgelegne Erden,
Sein Ochsen spannt er an, geht sicher auf das Feld;
Man zeucht zu Kunst und Lehr widrum die junge Welt,
Recht und Gerechtigkeit nun wird befördert werden;
Die Waffen, Spieß und Deg und Büx man wird wegwerfen;
Die Feind sind wieder Freund."

V. Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende der Reichsstadt (1802.)


Das alte Schießhaus

Die Wunden, die der lange Krieg geschlagen hatte, vernarbten nicht so leicht. Immer wieder kamen neue drückende Lasten. Insbesondere erforderten die fortwährenden Beiträge und die Stellung von Truppenkontingenten zu den Reichskriegen ganz bedeutende Opfer. Zum Türkenkriege von 1664 stellte Rothenburg 20 Reiter und 142 Mann Fußvolk, das der Hauptmann Biesching kommandierte; die Truppen beteiligten sich an der Schlacht bei St. Gotthard, wo das Fußvolk schwere Verluste erlitt, auch der Leutnant Seuter, ein Rothenburger Literatus, fiel; nur 27 Mann des Rothenburger Kontingents kamen wieder zurück. Im Jahre 1673, als der Krieg gegen die Franzosen sich bis an die Tauber herzog, wo Turenne und Montecuculi einander gegenüber standen, hatte die Stadt ein einfaches Kontingent zu stellen, aber in den folgenden Jahren in ihrem Gebiet die Einquartierung mehrerer Regimenter zu tragen, deren Kosten sich auf 70000 fl beliefen!

Von 1681 an gingen die Rüstungen gegen Frankreich und die Türkei weiter; 1683 zog das fränkische Fußvolk zum Ersatz Wiens ins Feld, nahm 1685 teil an den Schlachten bei Neuhäusl und Gran, 1686 bei der Eroberung von Ofen, wobei der Rothenburger Leutnant Ris fiel, und 1687 an der Schlacht bei Mohacs sowie 1688 an der Einnahme Belgrads durch Max Emanuel, wobei wieder ein Rothenburger Offizier, der Leutnant Gammersfelder, fiel. Nur als Offiziere befanden sich Bürger bei diesen Kontingentstruppen; sonst war bei diesen Kriegen, wie oben schon erwähnt, die Stadt nur pekuniär beteiligt; so wurde bei der Werbung von 1663 bestimmt, daß jeder Bürger sollte vom 100 geben 4½ Batzen in den ersten 8 Tagen, später jede Woche vom 100 2 Kreuzer, die Bauern vom 100 6 Pfg.; dies Geld wurde verwendet, die angeworbenen Soldaten während ihres Aufenthalts dahier zu unterhalten; für Unterhalt, Löhnung und Verproviantierung, wenn die Truppen im Feld standen, mußte ebenfalls durch Umlagen aufgekommen werden; dazu kam häufig auch die Leistung eines „Römermonats"*) die aber oft im 10, 20, ja 40 fachen Betrage des einfachen Satzes eingehoben wurde. Die Ausgaben für die Reichskriege betrugen also für die Stadt ganz erkleckliche Summen. Die angeworbenen Soldaten waren zum größten Teil schlimmes Gesindel; so lange sie nicht im Feld standen, war Zuchtlosigkeit und allerlei Händel mit Mord und Totschlag unter ihnen an der Tagesordnung; auch gab's genug Ausreißer darunter, so daß Werbungs- und Montierungsgelder verloren waren. So war man froh, wenn die ganze Zahl schließlich glücklich angeworben und eingeteilt war, so daß sie nach geschehener Eidesleistung ausmarschieren konnte. Die aus dem Feld heimkehrenden Söldner suchte man möglichst bald „abzudanken," wenn angängig, bevor sie überhaupt das Stadtgebiet wieder betraten; den aus dem Türkenkrieg zurückkommenden reisten z. B. zwei Herren bis nach Hilpoltstein entgegen und dankten sie in Wörth bei Nürnberg ab; sie erhielten noch eine Löhnung für 2½ Monate; die

*) Römermonat ist die Einheit, nach der die dem Kaiser von den Ständen zu entrichtende Kriegssteuer berechnet wurde; sie führt ihren Namen von den im Mittelalter üblichen „Römerzügen", die als Normalfall einer Reichsherrfahrt betrachtet wurden. Für R. betrug das Simplum eines „Römermonats" 380 fl.

Berittenen durften ihre Pferde behalten. — Was die militärische Ausbildung der Bürgerschaft anlangt, so sei darüber folgendes bemerkt. Im Jahre 1657 wurden aus den „alten Bürgern" drei Kompagnien formiert, während die jungen Bürger eine Kompagnie für sich, die Schützenkompagnie, bildeten, in der sie fünf Jahre Rekrutenzeit zubrachten, ehe sie in eine der drei Bürgerkompagnien übertraten, deren Sollstärke 108 Mann betrug; jede hatte eine eigene Fahne. Als wichtigste Waffenübung der Bürger wurde besonders die Schießfertigkeit geübt; zu diesem Zweck wies der Rat den Schützen Schießplätze an und richtete sie ein, stellte Armbrustschnitzer, Bogner, späterhin Büchsenmacher an, stiftete Schießpreise und steuerte zu den Legegeldern der Schützen bei. Die Schützen bildeten eine eigene „Gilde", die dazu verpflichtet war, allen Bürgern Gelegenheit zum Schießen zu geben. Besonders muß im 16. Jahrhundert das Schützenwesen floriert haben; aus dieser Zeit birgt das Archiv eine stattliche Anzahl von „Schützenbriefen", d. h. Einladungen zu auswärtigen Preisschießen. Der Eifer erlahmte aber später stark, besonders in der Zeit nach dem 30 jährigen Kriege; da jeder Bürger nur mit seinem eigenen Gewehr schießen durfte und den Schießbedarf selbst beschaffen mußte, so fiel dies manchen lästig; an Drückebergern, oft unter den nichtigsten Vorwänden, fehlte es beim Schießen und Ausrücken der Kompagnien nie; der Gedanke an den Ernst und die Notwendigkeit dieser Schießübungen war nicht lebendig genug. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts sah es mit der Ordnung bei den Bürgerkompagnien schlecht aus; eben damals, als das Kontingent zum Türkenkrieg geworben wurde, fand der Rat für gut, eine Musterung zu halten, weil er erfahren, daß viele Bürger ihre Degen und Büchsen verkauft hatten; viel Sinn für militärische Strammheit verrät es aber nicht, wenn wir lesen: „Weil aber wüst Regenwetter eingefallen, hat die Musterung müssen eingestellt werden mit Vermeldung, sollte in nächster Zeit wieder vorgenommen werden." — Musterungen und Schießübungen, wenn sie überhaupt noch vorgenommen wurden, arteten zu Trinkgelagen aus; manche Leute kamen schon zum Beginn „ganz voll und rauschig"; der geschlossene Rückmarsch, der für den Heimzug

vorgeschrieben war, konnte oft überhaupt nicht ausgeführt werden.

Doch kehren wir wieder zum Verlauf der Ereignisse zurück! Im dritten Raubkrieg Ludwigs XIV, (dem pfälzischen Erbfolgekrieg, 1688—1697) hatte Rothenburg wieder schwere Bedrängnis zu erleiden. Die Stadt hatte sich geweigert, eine verlangte Kontribution nach Worms zu senden; sie beharrte erst recht auf ihre Weigerung, als das Kürassierregiment des Fränkischen Kreises zu ihrem Schutz erschien. Die Franzosen unter Feuquiêres erschienen am 14. Novbr. vor der Stadt, in deren Nähe ihnen die Kürassiere entgegentraten; diese mußten sich nach kurzem Gefecht in die Stadt zurückziehen, doch wiesen die Feldstücke der Stadt die Franzosen ab. Allein deren Rache blieb nicht aus; in der nächsten Nacht gingen 20 Ortschaften des Gebiets in Flammen auf; der Feind hauste vor seinem Abzug überall nach Herzenslust; der erlittene Schaden ward auf 150 000 fl. angeschlagen; waren doch allein an 200 000 Malter Getreide verbrannt worden! — Auch das folgende Jahrhundert brachte der



Ein Schütze

Stadt nichts gutes. Die Reichskriege bedingten für sie ja nur Ausgaben, sei es in bar zu erlegenden Kriegssteuern, sei es Anwerbung und Besoldung der zu stellenden Kontingente; das mögen ein paar Zahlenangaben erläutern: 1734 hatte die Stadt an das kaiserliche Magazin in Heilbronn 6000 Zentner Heu zu liefern, 1735 lag der gesamte Kontingent des fränkischen Kaisers fast vier Monate im Stadtgebiet in Quartier; für die dem Prinzen Eugen an den Rhein zuziehenden russischen Hilfstruppen wurden auf 176 Wägen beigeführt: 38 Klafter Holz, 469 Bund Stroh, 1400 Rationen Haber, 1278 Pfund Habergrütze und fast 13 000 Pfund Brot. Den Herren vom Kriegsdepartement mag's wohl gar manchmal viel Schwulitäten und Kopfzerbrechen verursacht haben, allen Forderungen nachzukommen. —

Im siebenjährigen Krieg nahm das rothenburgische Kontingent auch an der Schlacht bei Roßbach teil und wurde dort in die allgemeine Flucht mit verwickelt, welche die Franzosen nachher zur Bemäntelung ihrer Feigheit der vielverspotteten Reichsarmee, die doch ein bißchen besser war als ihr Ruf, schuldgaben; die Rothenburger wetzten die Scharte wieder aus bei Wittenberg (1760), wo sie sich rühmlich hervortaten. Das letzte Jahr dieses Krieges brachte Rothenburg noch einen Überfall, der die ganze Schwäche und den kläglichen Zustand des herabgekommenen Gemeinwesens offenbaren sollte. Am 23. November 1762 kamen unter Führung des Leutnants Stirzenbecher 35 Husaren vom Kleist'schen*) Korps ans verschlossene Galgentor; sie versuchten das Tor einzuschlagen und durch angelegtes Feuer die Öffnung zu erzwingen. Innerer und äußerer Rat versammelten sich voll Bestürzung und beschlossen, sich mit dem Feind zu vergleichen — Stirzenbecher hatte allerdings angegeben, daß ihm das ganze Korps auf dem Fuß nachfolge. Abgesandte der Rats verhandelten nun mit dem Leutnant, der versprach, nur allein in die Stadt zu kommen; nach Öffnung des Tores ritt er aber mit seiner ganzen Mannschaft ein auf den Markt. Nachdem diese im Quartier untergebracht war, ging er aufs Rathaus und verlangte eine Brandschatzung von — 80 000

*) Der preußische General von Kleist brandschatzte die kleinen Reichsstände in Franken.

Talern! Nun ging's daran, überall, wo man Geld vermutete, solches einzuheben; 30 000 fl. brachte man zusammen und überschickte einstweilen dem kühnen Freibeuter 20 000 davon und als Geschenk für seine Person 100 Dukaten. Doch der Husar ließ sich nicht irre machen; er nannte die Summe „eine Bagatelle, tat sehr wild und verlangte den Rest bis Mitternacht.“ Nach langem Feilschen händigte man ihm die übrigen 10 000 fl. noch aus und nochmals 100 Dukaten Präsent! Folgenden Tags zog er mit seinen schwarzen Husaren wieder ab. — Auch in den nachfolgenden französischen Kriegen (seit 1792) hatte die Stadt wieder reichlich zu leiden und schwere Lasten zu tragen. Allein für die Jahre 1792/93 berechnete sich der Aufwand über 1 Million Gulden. Einmal erwachte noch in jenen Tagen ein Fünklein alten Mutes — wenigstens bei der Bürgerschaft. Am 12. Juli 1800 erschienen 17 französische Chasseurs vor der Stadt — man ließ sie am nächsten Tage ein und sie verlangten das runde Sümmchen von 40 000 fl. Während die eingeschüchterten Stadtväter „deliberierten“, ob's nicht rätlich sei mit ihnen zu verhandeln, entschloß sich ein Teil der Bürger zu raschem Handeln, griff zu den nächst besten Waffen und jagte das Raubgesindel im ersten Anlauf zum Tor hinaus; die Franzosen hatten 1 Toten und mehrere Verwundete. Freilich blieb die bittere Quittung für diese Selbsthilfe nicht aus — die Einquartierung zweier Regimenter, die einen Aufwand von über 120 000 fl. verursachte.

Ein bißchen Licht in dem vielen Schatten, den jene Zeit uns zeigt, in der es in den Reichsstädten ziemlich trübselig aussah, wo der kühne Mut, der Freiheitssinn und das Selbstvertrauen unter dem Jammer der Alltäglichkeit, der Mißwirtschaft und gedankenlosen Indentaghineinlebens dahin geschwunden waren! Engherzigkeit, Beschränktheit und Verlotterung traten überall in den Reichsstädten zutage; wenn die Satiriker der Zeit einen Stoff brauchen, so greifen sie ein Stück reichsstädtischen Lebens heraus; mit wie grimmigem, bitterbösem Spott hat nicht Wekherlin die armen Nördlinger und ihre „nasenlange Welt“ verfolgt*). Als nach dem Ausbruch der französischen Revolution ein frischeres Lüftlein von

*) Vgl. Heigel, Deutsche Gesch. v. Tod. Friedr. d. Gr. I. 107 f.

drüben überm Rhein her wehte, da fehlte es auch hier nicht an Männern, die durch kräftige Beschwerden eine Besserung der Verhältnisse zu erzwingen suchten — ein Hin und Her von Suppliken, Dupliken, Repliken entspann sich, ein Federkrieg, der mit großer Heftigkeit und Hartnäckigkeit geführt wurde, bis allem Hader ein Ziel gesetzt wurde durch den raschen Gang der Weltereignisse. Das Kurfürstentum Bayern hatte in seiner Politik die Annäherung an Frankreich vollzogen. Durch einen Vertrag vom 21. August 1801, der am 24. Mai 1802 erneuert wurde, war ihm der Fortbesitz seines rechtsrheinischen Gebietes und genügende Entschädigung für die im Frieden von Luneville erlittenen linksrheinischen Verluste zugesichert worden. Dieses Versprechen wurde auch im „Reichsdeputationshauptschluß“ vom 25. Februar 1803 eingelöst;*) doch wartete Bayern diesen „Hauptschluß“ gar nicht ab; schon am 2. September 1802 erschien unter dem Major von Vincenti ein bayerisches Jägerbataillon und besetzte Stadt und Gebiet. Acht Wochen später wurde in Anwesenheit des Ministers von Hompesch, des Generals Ysenburg und des Hofrats Martinengo, der als kurfürstlicher Lokalkommissär hier blieb, dem Kurfürsten Maximilian Joseph die Huldigung geleistet; an diesem Tag, — es war der 2. Dezember — wurden die bayerischen Wappen an den Toren und den öffentlichen Gebäuden angeschlagen — Rothenburg war von nun an eine bayerische Stadt, seine Selbständigkeit hatte ein Ende und fortan teilte es das Geschick und die Geschichte des Landes, dem es nun angehörte.

*) Von den Reichsstädten, die außer R. bei dieser Entschädigung an Bayern fielen, seien genannt Ulm, Memmingen, Kaufbeuren, Nördlingen, Dinkelsbühl, Weißenburg, Windsheim und Schweinfurt.



VI. Verfassung und Verwaltung.



Portal im Rathaushof

Die Leitung des gesamten städtischen Wesens sollte verfassungsgemäß in den Händen des Rates liegen, der sich in einen „Inneren“ und „Äußeren“ gliederte. Dieses Verhältnis hat sich natürlich erst im Laufe der Zeit entwickelt. In der älteren Zeit hat man zu unterscheiden zwischen Bürgern und Einwohnern; nur die ersteren bildeten die ratsfähige Gemeinde, aus welcher die Ratsmitglieder hervorgingen; ihnen gegenüber standen die Einwohner als „Gemeinde“ schlechthin; es sind Unfreie. Bevor die Stadt zur Reichsfreiheit und damit zur Selbstverwaltung gelangte, war der Leiter der Gemeinde entweder der Burgvogt oder der Schultheiß, d. h. ein königlicher Beamter, der mit der Rechtspflege betraut war, wobei ihn Schöffen unterstützten. Aus diesen entwickelte sich dann der Rat, an dessen Spitze ein oder zwei Bürgermeister*) standen. Neben den „Schöffen“

*) Als erster Bürgermeister wird 1172 Konrad Wernitze genannt.

gab es noch „Genannte“, 40 an der Zahl, gewissermaßen niedere Gemeindebeamte; als 1336 auch die Handwerker das Bürgerecht erhielten, bildete aus diesen „Genannten“ sich der sog. „Äußere Rat“, dem jener erste „Rat“ nun als „Innerer Rat“ gegenübertrat. Die Stadt verstand es im Laufe der Zeit immer mehr Rechte an sich zu ziehen; nachdem sie schon von Rudolf von Habsburg das Privilegium erlangt hatte, daß ihre Bürger nur vor ihrem eigenen Gericht belangt werden könnten, brachte sie schließlich auch das kaiserliche Landgericht an sich; nach dessen Erwerbung brachte ein Privilegium Wenzels, wonach der Stadt Bürger auch nicht vor das Reichshofgericht sollen geladen werden können, die völlige Freiheit und Selbständigkeit. Was in der Stadt Rechtens war und als Gesetz galt, war niedergelegt in einem Satzungs- oder Statutenbuch, mit dessen Anlage 1382 begonnen wurde. Im Jahre 1455 folgte ein zweites Statutenbuch; dies war veranlaßt durch die Neuordnung der Verfassung, die nach der 1451 erfolgten Auflehnung der Handwerker gegen das rein patrizische Stadtregiment durch einen Vertrag zustande gekommen war. Nach diesem Vertrag stand den Handwerkern das Recht offen, acht Stellen im Innern Rat zu haben und bis zur Zahl von 16 Mitgliedern in den „Äußeren Rat“ zu gelangen; erstere Bestimmung geriet aber bald in völlige Vergessenheit. Auch im äußern Rat saßen später nur acht Gewerbetreibende. Der Äußere Rat, der aus 40 Mitgliedern bestand, wählte den „Innern“, der 16 Mitglieder zählte. Von diesen 16 bildeten, — so gestalteten sich die Verhältnisse bereits im Beginn des 17. Jahrhunderts — fünf das Bürgermeisterkollegium, zu dem man nur durch Wahl gelangte, 11 die Räte, auch die „lange Bank“ genannt. Schließlich gelangte aller Einfluß und die ganze ausübende Regierungsgewalt in die Hände der fünf Bürgermeister; die nach der Verfassung jährlich stattfinden sollenden Wahlen hörten auf; die Männer, die einmal in den Innern Rat eingetreten waren, rückten mit einer gewissen Regelmäßigkeit von Würde zu Würde vor bis zu der höchsten Stelle; die Ratsstellen gelangten auf diese Weise fast völlig in die Hände etlicher engverbundener Familien. Allerdings war es nicht allein das Vorrecht der Geburt, welches den Zutritt zum Rat verschaffte; seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts ward

gelehrte Bildung*), besonders juristische, ein unbedingtes Erfordernis für jeden, der an der Verwaltung der Stadt teilhaben wollte, und so kamen manche Familien durch ihre studierten Glieder empor und viele gelangten auf dem Weg über den Äußeren in den Inneren Rat. Die Ratsfähigkeit war allerdings auch an wirtschaftliche Unabhängigkeit durch Vermögen und Besitz gebunden; die Ausübung von Handel und Gewerbe war den Gliedern des Inneren Rates ja untersagt; Besoldungen gab es nicht; die Entschädigungen, die bezahlt wurden, waren anfänglich sehr gering; um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrugen sie 10 Klafter Holz und 8 fl in bar; und als damals einige Ratsherren Erhöhung ihrer Bezüge forderten, wies Bürgermeister Johannes Hornburg dieses Verlangen zurück, da es für einen Ratsherrn schimpflich sei, den öffentlichen Schatz zu beschweren und für einen Söldling gehalten zu werden. Später trat allerdings in diesem patriarchalisch anmutenden Zustand ein vollkommener Wandel ein. Aus dem Ehrenamt wurde mit der zunehmenden Mehrung der Geschäfte ein wirkliches Amt, dessen Besorgung auch Bezüge in Naturalien und in Geld mit sich brachte, ohne daß allerdings der Betrag für eine Person allzusehr anschwoll; auch für einen regierenden Bürgermeister berechneten sich die Einkünfte nur auf ungefähr 2000 fl jährlich. — Man kann daraus leicht abnehmen, daß das festgesetzte Einkommen für die absteigenden Stellen unter Umständen nicht einmal zur Führung eines Haushalts ausreichen konnte; und doch mußte jeder, der im Dienste der Stadt stand und die Ämterlaufbahn durchmachen wollte, beweibt sein; sobald der junge Mann, wenn er von der Universität gekommen war und eine Art Vorbereitungspraxis — sie bestand hauptsächlich in Arbeiten im Archiv — durchgemacht hatte, sich zur Wahl in den äußeren Rat tauglich erwies, mußte er Hochzeit machen, ehe die Wahl stattfand. Von ihren fixen Besoldungen hätten nun diese jungen Ratsherren nicht leben können; aber es gab Nebeneinnahmen: „übelhergebrachte Emolumente“ nennt sie die Beschwerdeschrift der Bürger von 1796. Denn zur Erhöhung der Einnahmen suchte man jedes auch nur zu-

*) Zu den Sitzungen des Innern Rats wurden auch die vier Rechtskonsulenten als juristische Beiräte zugezogen.

fällige Reichnis in ein feststehendes umzuwandeln. Dazu kam, daß alles, was als sog. Staatseigentum zu betrachten war, in seinen Erträgnissen fast völlig für die Regierenden daraufging. Ein paar Beispiele dafür mögen genügen! Der reichen Hospitalstiftung hatte man fünf, ihrem eigentlichen Zweck völlig fernliegende „Mahlzeiten"*) aufgebürdet, bei denen der Anschlag für den Bürgermeister 2—6 fl — ohne Wein — betrug. Auf-



Schreiber

gebraucht werden für Zehrung konnte diese Summe nicht; der Abhub wurde aber ins Haus geschickt! Von seinen Weihern gab das Spital an die Beamteten aller Art über 120 Hechte und 400 große Karpfen — zu 2 Karpfen aber im Durchschnitt auch eine Maß guten Weins; kein Wunder, wenn aus den Seen und Weinbergen kein barer Erlös erzielt wurde. Wie mit dem Ertrag der Forsten gehaust

*) Z. B. bei Verpflichtungen der Ratsherren für ihre Ämter, bei den Rechnungsablagen usf.

wurde, mag man daraus abnehmen, daß es „Steurer“ gab, die sich während ihrer Amtszeit mit Bauholz auf Lebenszeit versahen! Die Jagdausübung befand sich „in den Händen der Ersten aus der Hochlöblichen Magistratur“; „dem Seckel gemeiner Stadt kam kein Heller zu gut“. Diese Proben dürften genügen hinzuweisen auf die Mißstände, die allmählich in der Verwaltung eingerissen waren.



Ratsherr

Über die Zusammensetzung der beiden Räte und die Verteilung der Ämter sei folgendes bemerkt: Von den fünf Bürgermeistern war einer Vorstand des „Steueramts“; ihm stand dabei ein Mitglied des Innern Rats als Mittler-, einer des Äußeren als äußerer Steurer zur Seite. Das Gebiet der Stadt war in zwei Landvogteien eingeteilt; jeder stand je ein Bürgermeister vor; endlich ward die Verwaltung des Vermögens des Spitals und der beiden eingezogenen Klöster, die „Pflege“, von je

einem Bürgermeister geleitet; doch waren die Bürgermeister nur „dirigierend“; die eigentlichen Geschäfte besorgten die ihnen unterstellten Ratsherren. Für das Kriegswesen bestand ein „Kriegsamt unter einem Bürgermeister mit zwei Ratsherren und einem Sekretär; für das Bauwesen ein „Bauamt“ unter zwei Bauherren aus dem innern und äußern Rat, das Kirchen- und Schulwesen stand unter dem „Konsistorium“, Justiz- und Polizeiwesen unter dem „Richteramt“ mit dem „Reichsrichter“ an der Spitze und zwei Ratsherren; das „Wildbannsamt“ unterstand zwei Herren vom Innern Rat; die Forsten verwaltete ein dem Äußern Rat angehöriger „Forstmeister“. Daneben gab es noch eine Menge kleinerer Ämter und Pflegen, ein Vormundsamt, ein Thurmamt, (Verhör und Aufsicht der wegen Vergehen mit der „Turmstrafe“ Belegten), ein Waisen-, Schrannen-, Mehlwag-, Hirten-, Straßen-Amt usf., eine Almosenpflege und Pflegen für die Stiftungen der Kirchen zu St. Jakob, Johann und Wolfgang und die Stipendienstiftungen — eine ziemlich verwickelte Einrichtung! Der Ehrlichkeit und Redlichkeit der mit der Verwaltung all dieser Ämter und Pflegen betrauten Männer stellt es ein rühmliches Zeugnis aus, daß (nach Winterbach) in der mehr als sechshundertjährigen Dauer der Reichsstadt nur vier aktenmäßig festgestellte Fälle von Veruntreuungen vorkamen.

Streng ward von jeher die Polizeigesetzgebung in der Stadt gehandhabt; freilich lassen in späterer Zeit die gehäuften Edikte, Mandate, Reskripte, Verordnungen erkennen, daß des Befehlens mehr war als des Gehorchens. In erster Linie verdient hervorgehoben zu werden, was die öffentliche Sicherheit betrifft, so insbesondere Schutzmaßregeln gegen Feuersgefahr. Schon vor der Stadterweiterung von 1204 findet sich ein Verbot der Schindeldächer, die fortan durch Ziegeldächer zu ersetzen sind; schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts treffen wir eine Feuerlöschordnung, die auch bereits eine „Feuerschau“ vorsieht und genau anordnet, was die einzelnen Handwerker im Fall eines Brandes zu tun haben; da die Stadt wegen ihrer hohen Lage immer unter Wassermangel zu leiden hatte, so war man vor allem auf eine ausgiebige Wasserversorgung bedacht und leitete Quellen von außerhalb der Stadt zu; besonderen Ruhms erfreute

sich das 1595 eingerichtete Wasserwerk auf dem Klingenturm, auf den das Wasser aus der Bronnmühle im Tal durch ein Pumpwerk hinaufgetrieben wurde; von dort verteilte es sich dann in die Stadt und speiste drei Brunnen; ein Wunder der Technik für jene Zeiten und oft in schwungvollen Versen verherrlicht und gepriesen. Auch für die Hygiene hatten die Stadtväter frühzeitig ein Auge; häufige Straßenreinigung ward anbefohlen, noch vor 1382 wurde die Anlage unterirdischer Abzugskanäle, sog. „Tole" angeordnet; ein Straßenpflaster sogar in Nebengassen wird schon 1374 erwähnt. Wenn den Verwaltungen der Städte überhaupt das Lob gebührt, schon frühzeitig auf ein geregeltes und wohlgeordnetes Medizinal- und Apothekenwesen Bedacht genommen und der öffentlichen Gesundheitspflege gebührend Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, so darf auch der Rothenburger Rat diesen Ruhm beanspruchen. Wenn auch die erste gedruckte „Arzneiordnung", die das gesamte Medizinalwesen, die Physici, Apotheker, Barbierer, Bader, Bruch- und Steinschneider und Hebammen umfaßte, erst im Jahre 1656 erschien, so ergibt sich doch aus den vorhandenen Akten, daß schon längst vorher in dieser Beziehung alles wohl geregelt war. Einen Beweis für den guten Ruf, dessen die Stadt in dieser Hinsicht genoß, liefern vor allem die zahlreichen Briefe, in denen der Rat um Überlassung des Stadtarztes ersucht wurde; solche Schreiben gingen nicht bloß von dem Landadel der näheren und ferneren Umgebung ein, sondern auch von fürstlichen und geistlichen Herren, ja 1608 bittet sogar Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, der Gründer des Würzburger Juliusspitals, ihm für einen Befreundeten den Stadtarzt zu überschicken. Für das gute Ansehen, in welchem der Stadt bestellte Physici standen, spricht auch, daß manche von ihnen an Universitäten berufen wurden; ja im Jahre 1669 versteigt der Dr. Sauber sich zu der Behauptung, vor Zeiten wäre Rothenburg in Franconia wie Padua in Italia „schola medicorum" genannt worden! Die Physici hatten auch die Aufsicht über die Apotheken, deren es später zwei gab; die erste Erwähnung eines „Apothekers" findet sich 1374. Die Ärzte übten als „medici puri" nur innere Medizin aus; was ins Gebiet der Chirurgie einschlug, war Sache der Barbierer, Chirurgen, Bruch- und Steinschneider;

wer die Wundarzneikunst ausüben wollte, mußte sich von den Physici im Beisein einer Ratsdeputation examinieren lassen, auch seiner redlichen Geburt, Lehr- und Wanderjahre und ehrbaren Wandels sich sattsamlich ausweisen; erst dann durfte er sein Becken aushängen. Daneben fehlten aber zu keiner Zeit, wenn auch von den ansässigen Ärzten, Apothekern und Chirurgen immer befehdet, die Circumforanei, Quacksalber und Marktschreier, die durch pomphaftes Auftreten und geheimnisvolle Andeutung verborgener Künste, durch Wundermittel und Panaceen die leichtgläubige Menge anzulocken wußten. Völlig zu entbehren waren diese wandernden Scharlatane nicht einmal, da es auf dem Land überhaupt an ärztlicher Hilfe fehlte. — Eine bedeutende Rolle spielten im Gebiet der Volkshygiene die „Badstuben"; hier befand sich die älteste, das Pfäffleinsbad, im Pfäffleinsgäßchen. Bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts war fast überall gemeinsames Baden beider Geschlechter und Bedienung durch „Bademägde" üblich; hier dagegen ward schon 1407 eine Bestimmung erlassen, daß die Badstuben für Männer und Frauen getrennt sein sollten; kein Badeknecht darf in der Frauenstube, keine Bademagd sich in der Männerstube aufhalten. Armen Leuten mußte der Bademeister wöchentlich einmal „um Gottes Willen" ein Bad geben; auch Stiftungen von sog. „Seelbädern" für Arme finden sich. Aber nicht nur auf das leibliche Wohl seiner Bürger und Untertanen war der Rat bedacht; auch ihrer Seelen Heil suchte er zu fördern. So ergießt sich eine Flut von Ordnungen, die zu fleißigem Kirchenbesuch und Sonntagsheiligung mahnen, die das Fluchen und Schwören verbieten, die vor aller Art von Aberglauben warnen; solche Erlasse wurden nicht nur öffentlich angeschlagen, sondern auch von den Kanzeln verlesen und ihre Befolgung wurde durch besondere Predigten nachdrücklich eingeschärft. Eine große Rolle spielten auch die Luxusgesetze, die einmal dem übertriebenen Aufwand steuern, dann jeden Stand in die ihm gebührenden Grenzen weisen sollten. In erster Reihe sind da die „Kleiderordnungen" zu nennen und die „Hochzeitordnungen"; diese schrieben genau vor, wie viel Gäste geladen, wieviel Gerichte aufgetragen, wieviel Musikanten zugezogen werden sollten und wie lang überhaupt je nach Rang und Stand das ganze Hochzeitsfest dauern dürfe.

Ein paar Worte seien noch dem Steuerwesen der Stadt gewidmet. Es unterstand dem Steueramt, dessen Inhaber allerdings sich so treflich ins Geheimnis einzuhüllen wußten und „ihre Competenzen so heimlich hielten“, daß in ihre Geschäftsführung nicht einmal die sämtlichen Herren des Innern Rats Einblick hatten. Die jährlich stattfindende öffentliche Rechnungsablage war jedenfalls eine ganz gedrängte. So erklärt es sich auch, daß bei dem Aufruhr von 1451 oder bei der Bewegung von 1525 die Uneingeweihten nicht in der Lage sind, sich einen Überblick über den Stadthaushalt zu verschaffen.*) Die Haupteinkünfte der Stadt stammten aus den Erträgnissen des Grundvermögens, besonders den Waldungen und Seen, aus grundherrlichen Gefällen von den erkauften Herrschaften, dann aus direkten Steuern: der Vermögenssteuer aus beweglichem und unbeweglichem Besitz, der Steuer für Erwerbung des Bürgerrechts — je nach Umständen wurden, besonders in Kriegszeiten, auch Zusatzsteuern erhoben. Dazu kamen indirekte Steuern: die Tranksteuer, „Umgeld“ genannt, Salzsteuer, Mehlsteuer, Verbrauchsteuer in Gestalt von Zoll, der am Tor oder auf dem Markt erhoben wurde, und endlich zufällige Erträgnisse z. B. aus Strafgeldern und Gebühren.

Diese Einkünfte alle wurden vom Steueramt entweder unmittelbar eingenommen oder durch untergeordnete Behörden eingezogen; Ausgaben für öffentliche Zwecke geschahen durch das Steueramt auf Anweisung des Rates. Der Gesamtzustand der reichsstädtischen Finanzen ist im großen und ganzen kein schlechter gewesen; wenn auch in der Beschwerdeschrift von 1796, wie oben erwähnt, allerlei Mißbräuche gerügt werden, so geben die Beschwerdeführer doch zu, daß trotzdem über einen eigentlichen Steuerdruck nicht zu klagen sei. Laut einer Übersicht über das Jahr 1788/89 betrug die Einnahme

---

*) Als im Jahre 1657 sich eine Anzahl Bürger zusammengetan hatte um den Rat wegen ungleicher Lastenverteilung und Bedrückung zur Rechenschaft zu ziehen; (anfangs waren es über 100; dann schmolz ihre Zahl auf 28 zusammen) gab der Rat dem Superintendenten und den Geistlichen Auftrag, auf diese „Parlamentsbürger“, wie man sie nannte, einzuwirken und sie zu einem Vergleich zu bewegen; jedenfalls sollte verhindert werden, daß diese Bürger, die sich einen Advokaten genommen hatten, Einblick gewännen in die Vermögensverwaltung.

des Stadtsäckels 106 376 fl, die Ausgaben beliefen sich auf 77 262 fl, so daß sich ein Überschuß von fast 30 000 fl ergab. Von den Einnahmen stammten 39 000 fl aus direkten Steuern. Zu bemerken wäre noch, daß alle die nicht unbeträchtlichen Ausgaben „ad pias causas" aus den reichen vorhandenen Stiftungen gedeckt wurden. Als Rothenburg an Bayern überging, hatte es zwar eine Schuldenlast von 685 000 fl, die hauptsächlich in den vorausgegangenen Kriegsjahren entstanden war; doch standen diesen gegenüber 70 000 fl in bar in den Kassen und Vorräte sowie beizutreibende Rückstände im Anschlag von über 150 000 fl, so daß von einer finanziellen Mißwirtschaft nicht die Rede sein konnte.



III.

Allgemeine Zustände der Bildung und Kultur, Pflege der Wissenschaften.

I. Kirchen- und Schulwesen.



Detwang

Wann die christliche Lehre in unserer Gegend Eingang gefunden hat, ist völlig unbestimmt. Radulf, wenn er wirklich mit Rothenburg etwas zu tun hat, war Christ. Ins 7. Jahrhundert fällt ferner das Auftreten keltischer Missionare; einer von ihnen, Kilian, gilt der Überlieferung als Apostel der Franken und erster Bischof von Würzburg und auch für unsere Gegend knüpft sie die erste Verkündigung des Christentums an ihn an; einer seiner Gefährten, Waldbruder Reichard nennt ihn die Sage, ließ sich zu Reichardsrode nieder, wo 1192 die Entseer Hohenlohe eine stattliche Wallfahrtskirche erbauen ließen; ein anderer, Coboll genannt, hatte seine Zelle unten im Taubertal, dort wo später die Liebfrauenkirche sich erhob, 1472 erbaut an Stelle einer ursprünglich dort vorhandenen

einfachen Kapelle. Noch vor einem halben Jahrhundert lag bei Blumweiler (westl. von Rothenburg) auf der „Taufsteinwiese“ ein grob aus Stein gehauenes Taufbecken, so tief, daß ein Mann ungefähr bis ans Knie darin stehen konnte; unten war ein Ablauf für das Wasser. (Nach Bensens Angaben.)

Mutterkirche der Rothenburgischen Kirche ist die des unterhalb der Stadt gelegenen Dörfchens Detwang, ihrer beider gemeinsame Mutter das Neumünster oder St. Salvator zu Würzburg, wo Kilian begraben liegt. Wenn die Rothenburgische Pfarrkirche auch nicht so groß war wie der mächtige Bau der Jakobskirche, der später an ihre Stelle trat, — allzu klein kann sie doch nicht gewesen sein, da sechs Altäre in ihr vorhanden waren, darunter als Hauptaltar der des Hl. Kilian. Mit der Kirche verbunden war die Kapelle zum Hl. Blut, 1276 eingeweiht. Kreuzfahrer hatten einige Tropfen des Blutes Christi dorthin gestiftet; von fünf Päpsten war den Gläubigen, die dorthin wallfahrteten, reicher Ablaß zugesagt; außerdem barg die Kapelle noch über 300 Reliquien, die große Scharen von Frommen anlockten; auch manchen vornehmen Herrn nennen die Chroniken unter den Büßenden.*)

Das Patronat über die Kirche stand seit Mitte des 13. Jahrhunderts dem Bischof von Würzburg zu. Bischof Iring übergab die Pfarrkirche 1258 dem Deutschherrnorden; in dem Ordenhaus sollten unter einem Commenthur, der zugleich Oberpfarrer war, sechs Priester wohnen, die den Gottesdienst zu versehen hatten. Durch Stiftungen stieg die Zahl der Priester auf zehn. Zwischen dem Rat und dem Orden gab es mancherlei Zwist wegen Verwendung der Stiftungen und Zehnten; statt zu kirchlichen Zwecken verwendeten die Herren im deutschen Hause die Gelder nur zu gern auf Pferde, Waffen und Jagdhunde. 1336 kam ein Vertrag zustande über Einsetzung von gemeinschaftlichen Pflegern, welchen die Einnahme und Verrechnung der anfallenden Opfer und Gaben oblag. Der Rat sollte außerdem die Gemeinde zu dem gewöhnlichen Opfer an die Pfarrkirche anhalten;

*) Mit Unrecht aber Herzog Heinrich den Reichen von Landshut; ihm war zur Sühne eine Wallfahrt zum Hl. Blut nach Wilsnack auferlegt (1431); er ging aber nicht selbst hin, sondern schickte zwei adlige Herren als seine Stellvertreter.

jedermann sollte zum wenigsten e i n e n Heller entrichten. So wuchs allmählich ein Kirchenvermögen an, das den Bau einer neuen Pfarrkirche ermöglichte, mit dem 1373 begonnen wurde. Die Vollendung des Baues nahm über ein Jahrhundert in Anspruch; der Hauptbau war 1436 vollendet, der westliche Anbau wurde von 1453 —1471 erstellt; in ihn wurde die Hl. Blutkapelle einbezogen; als Baumeister dieses Teils ist Niklas Elser, der auch in Dinkelsbühl und Nördlingen tätig war, zu betrachten. Der völlige Abschluß des Baus zog sich bis 1510, in einigen kleineren Arbeiten gar bis 1528 hin. Vom Schmuck des Innern der Kirche sei hier genannt das alte Sakramentshäuschen mit einer Bemalung von 1479, ferner die aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts stammenden herrlichen gemalten Fenster des Ostchors (Stiftung des Ritters Lösch von Entsee) und von den Altären, deren es ursprünglich 10 waren, die drei noch vorhandenen, der Hauptaltar mit Malereien von Friedrich Herlin (1466), der Altar zum Hl. Blut, dessen Schnitzereien ein Meisterwerk des berühmten Würzburger Bildschnitzers Tilman Riemenschneider sind, und der Marienaltar, in dem manche auch ein Werk des gleichen Meisters erblicken wollen. Auch die alte Orgel der Jakobskirche war berühmt. 1515 wird sie gepriesen als das Werk,

„Das die Hand Hans Kindlers, des Meisters, am Strande der Tauber
Jüngst errichtet; ein Werk, das 1000 Dukaten wohl kostet
Und mit süßem Getön bezwingt die unbändigen Franken.*)

Mit den Deutschherren hörten die Zwistigkeiten nicht auf; wie lax sie die Pflichten ihrer Amtsführung auffaßten, bezeugt das Sprüchlein, das über sie im Schwang ging und das sie selbst aufgebracht haben sollten:

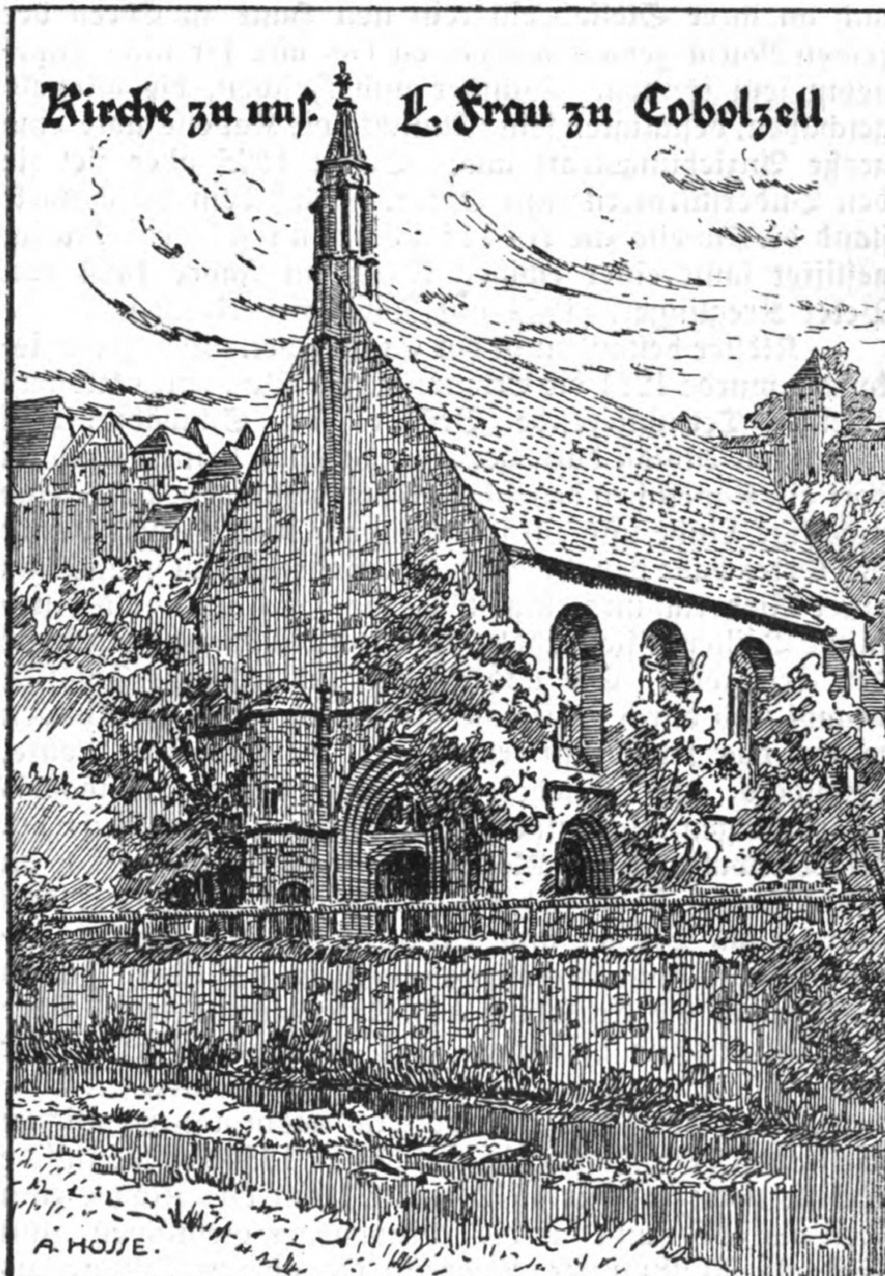
Kleider aus, Kleider an,
Essen, trinken, schlafen gahn,
Ist die Arbeit, so die Teutschherrn han.“

---

*) Die Verse aus den 1515 zu Augsburg gedruckten „Laudes musicae“ des Joh. Boëmus. Nach anderen Angaben hat Kindler die Orgel bloß umgebaut und verbessert.

Unter den Klagen und Beschwerden, die der Rat gegen sie vorbrachte, sind folgende (v. 1406) sehr bezeichnend: die Frauenwirtin und andere gemeine Frauen gingen bei ihnen aus und ein; wenn sie die guten Chorröcke anhätten, so liefen sie in die Kuchen und äßen Suppen und ander Ding und begießen die Röcke und halten alle Ornamente in der Custorey gar unredlich und besonders die Bücher. Insbesondere war man von ihrer Seite auch aus säumig mit der Besetzung der 10 Priesterstellen; oft waren nur fünf Priester oder gar nur drei da! So kam es, daß der Rat eine Predigerstelle zu schaffen suchte, deren Besetzung in seiner Hand lag; die Schaffung dieser Stelle ermöglichten zwei Stadtkinder, der Pfarrer Johannes Münsterer zu Insingen und der gewesene Stadtschreiber Stephan Scheu (nach anderen Angaben wäre auch Martin Spörlein beteiligt gewesen) durch eine Stiftung von 100 fl und einer eigenen Behausung. Die Stiftung wurde 1468 bestätigt — der Deutschherrnorden hatte nichts dagegen. Nach dem Willen der Stifter sollte die Predigerstelle einem Weltpriester verliehen werden, der der Hl. Schrift Doktor oder Lizenziat und des Predigens wohl erfahren sei. 1475 trat die Stiftung auch in Kraft; seit 1511 bekleidete die Stelle der uns schon bekannte Dr. Teuschlein.

Wir wenden uns nun den übrigen Kirchen und Kapellen der Stadt zu. Da ist zu nennen die Blasiuskapelle (s. Geschichte der Burg), dann das Kirchlein zu St. Leonhard in der Nähe des Siechenhauses, dessen Pfründe der Rat 1388 stiftete; sodann die St. Michaelskapelle gegenüber der Jakobskirche, gestiftet von Helena Langemantel, geweiht anno 1449. (Ward im Jahre 1814 abgebrochen.) Die Kirche zu unserer L. Frau zu Cobolzell ward, wie oben schon erwähnt, von 1472—1479 an Stelle der kleinen Kapelle im Taubertal erbaut. Dann die Kirche zu St. Wolfgang, an deren Stelle sich einst ein Betplatz mit einem Kapellchen befunden haben soll, viel besucht vom Landvolk, das vom Bittgang zu dem Heiligen Schutz der Herden vor dem Wolf erhoffte. Die frommen Gaben der Beter ermöglichten den Bau eines Kirchleins, 1492 vollendet, und ebenfalls mit reichem Ablaß begabt. (1587 wurde es in die Stadtbefestigung einbezogen.) In alter Zeit las man dort der Schäfergilde alljährlich an Bartholomäi eine Messe, daher heißt die Kirche auch „Schäferskirche". Dem Dienste der Maria waren zwei Kapellen geweiht; eine



Kapelle zur reinen Maria, die nach der Judenvertreibung von 1393 eingerichtet wurde unter Benützung der alten Synagoge, worüber Dr. Teuſchlein ſich ſpäter äußerte „da iſt man mit Flickwerk umgangen und hat ein chriſtlich Stück geſetzt an das teufliſch". Bei der Vertreibung der Juden im Jahre 1520 wurde ihre Synagoge zerſtört und Teuſchlein ſetzte es durch, daß ſie völlig niedergeriſſen

und an ihrer Stelle „ein rein neu Haus zu Ehren der reinen Maria gebaut würde, da das alte ihr nicht angenehm sein können. Wunder und Zeichen, die alsobald geschähen, bestätigten seine Ansicht; die Kapelle übte eine große Anziehungskraft aus. Schon 1525 aber fiel sie den Bilderstürmern zum Opfer. — Auf dem Milchmarkt stand die Kapelle zur Heiligen Jungfrau Maria, gestiftet samt einer ewigen Messe im Jahre 1404 von Peter Kreglinger. (1804 auf Abbruch verkauft.)

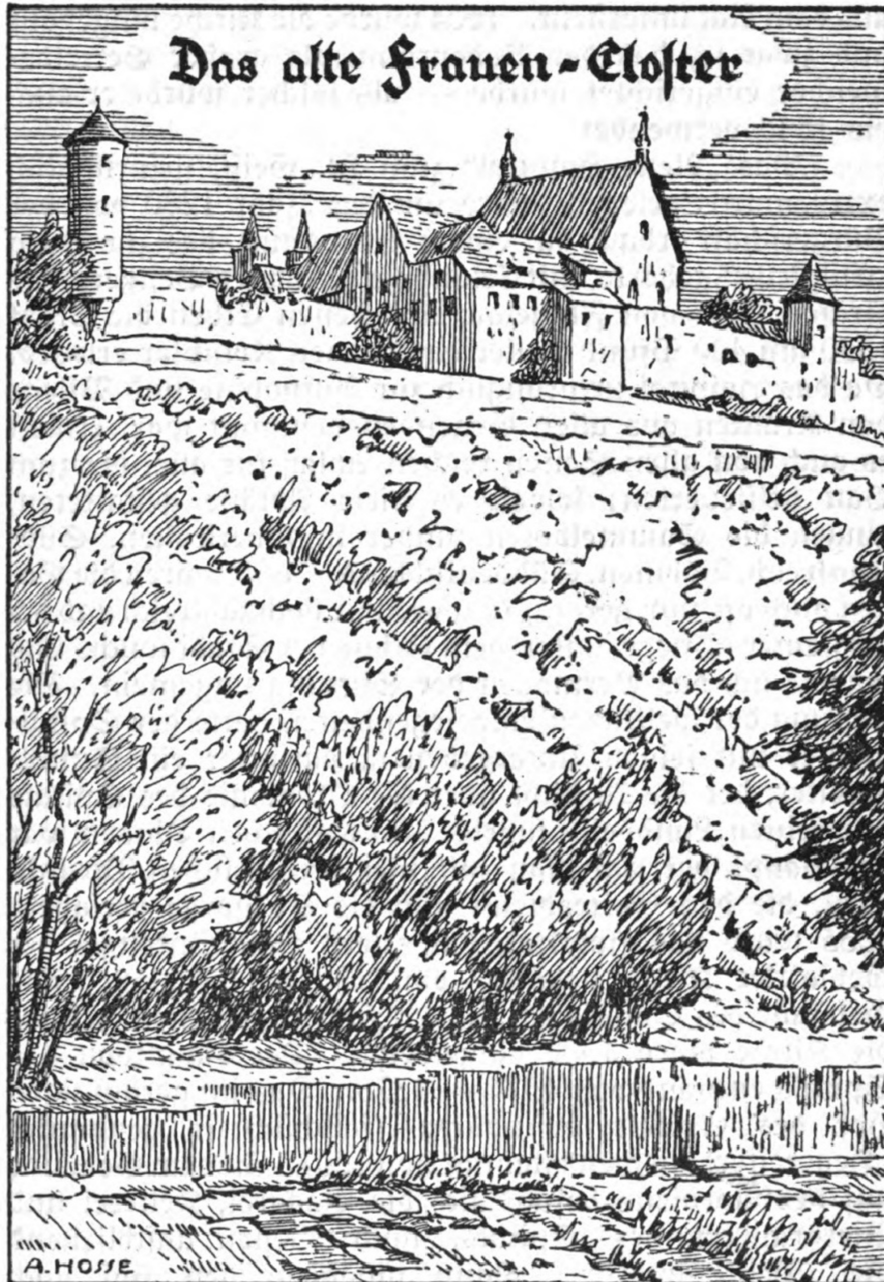
Klöster bestanden in der Stadt zwei. Den Franziskanern wurde 1281 die Erlaubnis zum Bau eines Klosters erteilt. Terminierende Brüder von Schwäbisch-Hall sollen den Anstoß dazu gegeben haben. Ursprünglich sei dort ein Kapellchen des Hl. Jakobus gestanden, dabei eine mächtige Linde und ein sprudelnder Quell — die Anmut des Ortes habe den Brüdern den Gedanken an Gründung einer Niederlassung eingeflößt, die denn auch bald durch milde Beisteuer sich erhob; die Kirche ist ein schönes Werk der Frühgotik. Sie wurde auch mit etlichen Ablässen begabt und durch zahlreiche große und kleine Stiftungen wuchs das Klostergut rasch an; wohlhabende Leute, besonders auch Glieder des benachbarten Landadels (Berlichingen, Beulendorf u. a.) ließen sich dort beisetzen. Die Verwaltung des Klostervermögens hatte der Rat an sich gezogen; schon seit 1377 finden sich zwei oder drei Bürger als Pfleger und Prokuratoren des Klosters genannt; auch zum Almosensammeln in der Stadt hatten die Brüder die Erlaubnis des Rates einzuholen. Ihre Zahl scheint nie besonders groß gewesen zu sein. Der letzte Guardian starb 1548, die zwei noch übrigen Conventualen entwichen und der Rat nahm nun förmlichen Besitz von dem Kloster, in welches er 1559 die lateinische Schule verlegte; seit 1592 diente dann das Kloster zum Teil als Wohnung für die Witwen der Geistlichen, zum Teil als Rüstkammer, während die oberen Räume als Getreidekammern benützt wurden. (An Stelle des eigentlichen Klosters trat später die Fronveste und die Realschule.) — Älter als das Franziskanerkloster war das der Dominikanerinnen. Dies Frauenkloster verdankte seine Stiftung der Familie der Nordenberger; das Gründungsjahr ist 1258. Die Gründer wandten dem Kloster reiche Stiftungen zu und ihrem Beispiel folgten viele Glieder des benachbarten Landadels; bot doch das Frauenkloster

eine Versorgung für ihre Töchter. Die ersten Insassinnen wurden dem Kloster aus dem bisher in Neusitz vorhandenen Frauenklösterchen und aus dem Würzburger Marienkloster zugeführt; 1399 wurde auch die Detwanger Frauenklause mit dem Kloster vereinigt. Die Frauen lebten ziemlich frei nach der dritten Regel des Hl. Dominikus, konnten auch, wenn sie heiraten wollten, unter Verzicht auf das beim Eintritt eingebrachte Leibgeding das Kloster verlassen. Das Kloster hatte von Benedikt IX. volle Abgabenfreiheit auch gegenüber der Stadt erlangt. Die Frauen behaupteten den freien Weinschank auf ihrem Hof; dazu kam allerlei ärgerliches Leben; die jungen Bürger trieben dort allerlei Unwesen; die Glieder des landsässigen Adels, ohnedies mit den Frauen in verwandtschaftlichen Beziehungen, sprachen fleißig zu und lagen mit Pferden und Hunden dem Kloster zur Last; in den Stadtfehden warfen die Frauen ihren Liebhabern und Befreundeten aus dem Kloster Brieflein zu — doch Rat und Bürgerschaft hatten kein Recht ihnen zu wehren. Das Kloster war inzwischen reich geworden, seine Stifter aber waren verarmt; sie benützten nun anfangs das Kloster gleichsam als Hypothekenbank, versetzten und verpfändeten dort Einkünfte und Güter; die Einlösung aber war ihnen nicht mehr möglich. Ihre Stellung als Schirmherren des Klosters gestattete ihnen ungehinderten Zutritt und so waren ihre Einlagerungen ein bequemes Mittel, von des Klosters Reichtümern und Vorräten zu zehren. Hatten die Frauen sich zuerst des Besuchs gefreut, so merkten sie bald mit Schrecken, wie kostspielig für sie dies Vergnügen war. Schließlich war die Priorin genötigt, gegen den Schirmherrn, der das Kloster sogar befehdete, Schutz und Schirm zu suchen; Kaiser Karl IV. übertrug nun 1371 der Stadt das Schirmrecht; 1377 begaben sich die Frauen auch wirklich unter den Schutz der Stadt und der Nordenberger Leupolt von Bielriet gab 1378 in aller Form alle Ansprüche seines Geschlechts auf Vogtei und Schirm auf. 1383 ging auch der Stammsitz der Stifter, Nordenberg, mit allem Zubehör und allen Rechten um 7000 fl in den Besitz der Stadt über, die daraufhin auch das Stiftungsrecht für sich beanspruchte. Mancherlei Mißstände im Kloster veranlaßten den Rat — wir spüren hier in allem Topplers Tatkraft — eine „Reformation“ des Klosters zu veranlassen, die auch 1397

trotz anfänglichen Widerstands der Priorin durchgeführt wurde; die Widerspenstigen wurden, des Ordenskleides und des Schleiers beraubt, in einem engen Gemach eingesperrt und auf Wasser und Brot gesetzt, schließlich sogar in den Strafturm gebracht, bis ihre Verwandtschaft ihre Entlassung durchsetzte; sie traten schließlich mit noch einigen (im ganzen 10) aus, kehrten aber zuletzt alle reumütig zurück. Der Stadt hatte allerdings die Sache heftige Fehde eingetragen. Aber sie blieb Siegerin und erreichte zweierlei, einmal, daß nun bei der Aufnahme — bis zur Höchstzahl von 40 — nach je einer adeligen immer eine bürgerliche Schwester aus der Stadt aufgenommen werden sollte, und dann, daß trotz aller päpstlichen und kaiserlichen Privilegien des Klosters Güter dem Rat „steuern und dienen“ mußten in dem Maß wie andere. — Im Bauernkrieg löste das Kloster sich sozusagen selbst auf; alle Frauen, mit Ausnahme der betagten Priorin Katharina Eulerin, verließen das Haus; nach dem Tod der Priorin (1554) blieb die Stadt unangefochten in diesem Besitz. Das Vermögen wurde — seit 1597 mit dem des Franziskanerkloster vereinigt — durch zwei aus dem Bürgermeisterkollegium gewählte Pfleger verwaltet und ad pias causas verwendet. Die um 1270 vollendete Kirche ward 1815/16 abgebrochen.

Auch ein Bruder- und ein Schwesternhaus bestanden hier. Die Aufrichtung des ersten fand 1400 statt; Papst Bonifatius III. bestätigte es 1402. Die Brüder lebten nach der dritten Regel des Hl. Franziskus. Nach dem 1541 erfolgten Tod des letzten Bruders ward das Haus abgebrochen. (Die Erinnerung an sein Vorhandensein noch erhalten in dem Straßennamen „Brudergäßchen“.) Viel älter war das Haus der „grauen Schwestern“ oder „willigen Armen“, die ebenfalls nach der dritten Regel des Hl. Franziskus lebten; es ward 1295 bestätigt. Die letzte Schwester starb 1555; das Haus wurde dann zur Hauptpredigerwohnung bestimmt.

Endlich haben wir noch das Hospital zu erwähnen. Nach der Überlieferung bestand ein altes Bürgerspital schon im 12. Jahrhundert, das von den Bürgern dem Johanniterorden übergeben wurde, die sich den Johanniterhof erbauten. (1256 urkundlich genannt.) Man nahm wohl an, daß die „Hänserherren“, wie man sie hieß, infolge ihres Gelübdes zur Leitung eines Spitals besonders



geeignet seien. Der alte Hof wurde 1718 großenteils abgebrochen und ein Um- und Neubau aufgeführt. Die Kommende der Johanniter bestand dann bis in die neuere Zeit. Der letzte Commenthur starb 1819. Nicht den Johannitern zugehörig war die neben ihrem Hof befindliche St. Johaniskirche, 1403 von der Bürgerschaft erbaut an Stelle des alten Bürgerspitals und besonderen Pflegern

aus dem Rat unterstellt. 1604 wurde die Kirche umgebaut und zwar so, daß der Bodenraum als großer Getreidespeicher eingerichtet wurde — als solcher wurde er auch bis 1848 verwendet.

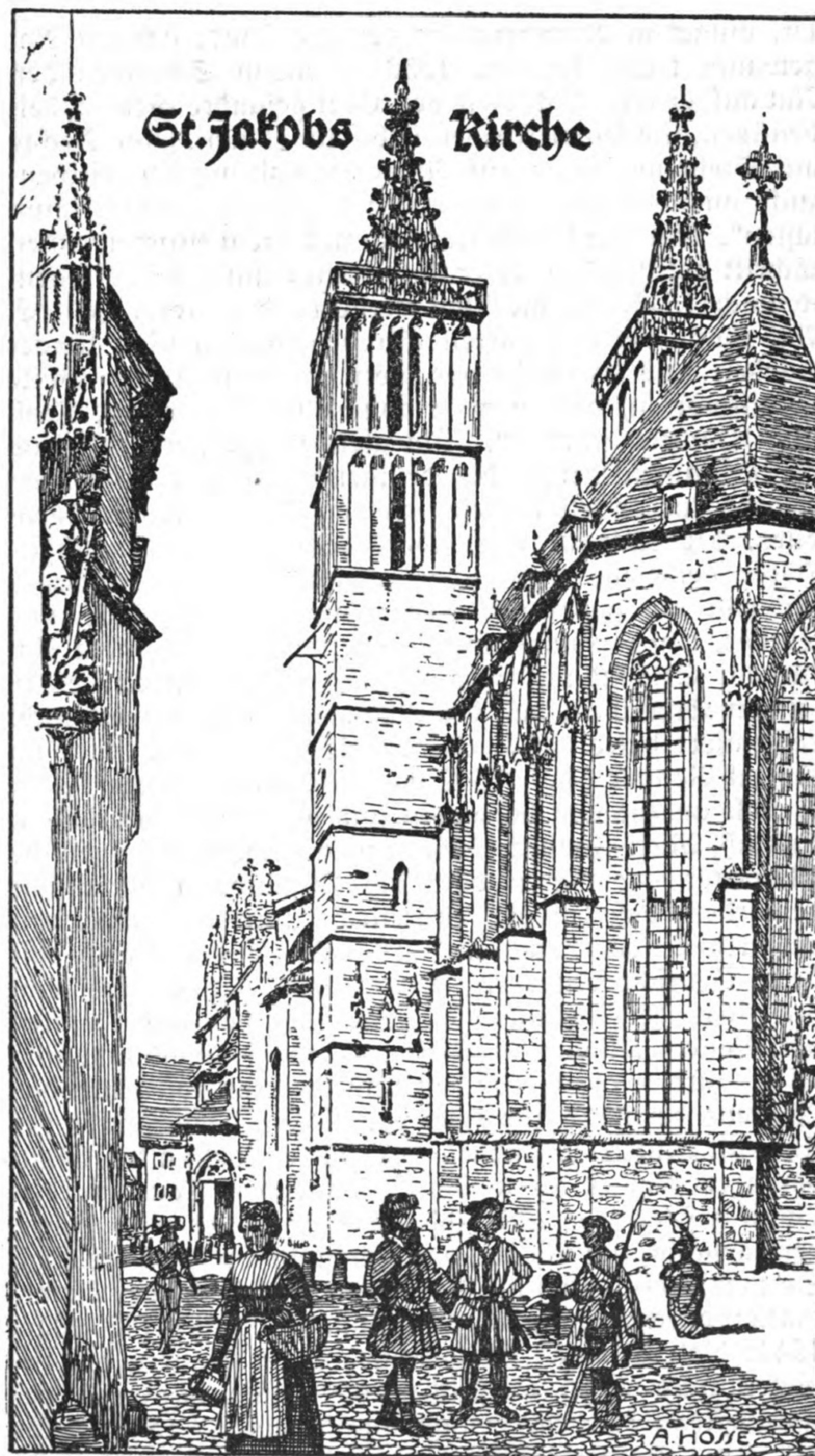
Das „Neue Hospital" zum Hl. Geist, ursprünglich extra muros gelegen, ward um das Jahr 1280 von der Bürgerschaft erbaut auf einem Grundstück, das zur Burg „Essigkrug" gehörte, mit Erlaubnis des letzten Besitzers, des Grafen Otto von Flügelau, von dessen Erben die Stadt 1350 um 400 Pfund Heller den ganzen Komplex erwarb. Da das Hospital ursprünglich zur Aufnahme und Pflege von Kranken aus allen Gegenden bestimmt war, erhielt es auch von allen Seiten reichen Ablaß für alle, die zum Bau beisteuerten; soweit es diese Ablässe gestatteten, gingen die Sammelboten umher in Oberitalien, Südfrankreich, Böhmen, Süddeutschland — und waren die Gaben auch oft nur gering, so waren sie doch zahlreich und bei sorgsamer Pflege unter dem Schutz der Stadt wuchs und mehrte sich das Vermögen der Stiftung ungemein. Die Leitung der weltlichen Angelegenheiten hatte der Spitalmeister mit seinen Untergebenen, darunter ein Spitalbereiter, der die Aufsicht über die Ökonomie des Spitals und seinen Landbesitz führte. In geistlichen Dingen war das Haupt der Capellan mit vier priesterlichen Pfründnern, die den Gottesdienst und die Seelsorge versahen. 1335 ward das Hospital, das zuerst zum Sprengel der Gebsattler Kirche gehörte, von diesem losgelöst. Die Gebäude des Spitals entstanden zu verschiedenen Zeiten; die Kirche ward 1308 eingeweiht. Der Hauptbau des Spitals entstand von 1574 — 1578. Das im geräumigen Hof des Spitals befindliche (fälschlich so genannte) „Hegereiterhäuschen" stammt von 1591. In dem Gebäude auf der Nordseite befand sich die Bäckerei, Kellerei und Bierbrauerei des Spitals, nach Westen anschließend die „Pestkammern". Dann umgaben den Hof noch Stallungen, Remisen, Getreidespeicher, besonders die ehemalige Schweizerei, Ochsenbau genannt. Die 1496 errichtete „alte Pfründnerei" wurde 1823 abgebrochen. Das Armenhaus wurde 1560 errichtet. Endlich gehörte in den Bereich des Spitals noch der „Mühlacker", wo 1516 die „Roßmühle" erbaut wurde, von besonderer Bedeutung in Kriegszeiten, wo die Mühlen im Tal nicht zu erreichen waren. —

Es fehlte also der Stadt nicht an Kirchen und Kapellen und an Stiftungen für allerhand Zwecke. Um 1520 hatte die Jakobuskirche acht Altäre, die Hospitalkirche fünf, die Marienkirche vier, die Dominikanerinnenkirche vier, die Franziskanerkirche drei, dazu kamen noch die Kapellen und Kapellchen jede mit einem und zwei Altären; für alle waren Pfründen gestiftet, an allen wurden Messen gelesen. Rechnet man nun noch die Klöster, Ordens-, Bruder- und Schwesterhäuser hinzu, bedenkt man, wie die reichen Ablässe und kostbaren Reliquien die Gläubigen lockten, welche Anziehung das „fränkische Jerusalem" durch seine Kreuzwegstationen bot, — wie häufig wohl Bittgänge, Umzüge, Prozessionen stattfanden, so kann man abnehmen, welch reges kirchliches Leben da geherrscht haben mag, das äußerlich so merkbar hervortrat, daß man wohl den Stoßseufzer eines Zeitgenossen begreift, es habe „mit unaufhörlichem Läuten, Schellen, Klingeln, Schreien und Plärren entsetzlich gelärmt und gethönt." Den frommen Sinn der Bürger bekunden die zahlreichen Stiftungen für Pfründen und Messen, auch die hohen Summen, die für Ablässe hier eingingen; 1510 betrugen sie 337 Gulden; auch 1502 hatte der Kardinal Raymund Peraudi hier Ablaßbriefe verschleißt; damals hatten allerdings seine Gläubiger sich nicht gescheut „die Kist der Beichtbrief aufzuthun aus Kost halben, die darauf gangen ist", d. h. sie hatten für ihr Guthaben sich eigenmächtig schadlos gehalten. Auch im Jahre 1517 erhob ein Abgesandter Tetzels noch 120 fl durch seinen Ablaßkasten.

Die Kämpfe mit dem Teutschherrnorden hörten inzwischen nicht auf; als die Kunde von Luthers Auftreten und seinen auf gründliche Besserung der verfahrenen kirchlichen Verhältnisse abzielenden Bestrebungen in immer weitere Kreise drang, mußte sie auch hier allmählich Anklang finden; Heinrich Renner, der Spitalpfarrer, und Andreas Seiler, sein Diakon, waren die ersten Verkünder der neuen Lehre, denen sich bald andere anschlossen, besonders Teuschlein. Seine Wirksamkeit und den Verlauf der ersten reformatorischen Bewegung haben wir oben in der Geschichte des Bauernkriegs geschildert. Wir sahen, daß diese Anfänge einen stark demokratischen Zug trugen; das Verlangen nach Besserung ging von unten aus: die religiöse Gärung hatte

die breiten Massen ergriffen und traf mit dem Versuch sozialer Umwälzung zusammen. Diese Vermengung geistlicher und weltlicher Interessen aber war ihrem völligen Durchbruch hinderlich. Die Ehrbaren hatten mit Schrecken sehen müssen, wie die Umstürzler vor nichts Halt machten. Nach ihrer Meinung war die neue Lehre der Quell alles Übels gewesen; alles Unheil, das die Stadt betroffen hatte, alle Verluste und Demütigungen, die sie erlitten hatte, wurden ihr Schuld gegeben. Dazu kam noch, daß diese Wirren für die Geschlechter selbst so viele Kränkungen und Zurücksetzungen gebracht hatten, so viel persönliche Verunglimpfung und Herabwürdigung, daß man leicht begreift, daß ein Stachel in ihren Herzen zurückgeblieben war und sie dann, als sie die Zügel der Macht wieder fest in Händen hielten, sich mit aller Gewalt gegen die neue Lehre sträubten und ihrer Einführung sich widersetzten. Hieran konnte weder das Beispiel benachbarter befreundeter Reichsstädte oder gut gemeintes Zureden von anderer Seite etwas ändern. Vergeblich empfahl daher dem Rat der markgräfliche Kanzler Vogler nach Teuschleins Tod den bekannten Johann Eberlin von Günzburg, einen hervorragenden Prediger und volkstümlichen Schriftsteller. Und ebenso wenig hatten jüngere Leute, wie Hornburg und Winterbach, die in Wittenberg studiert und Luther kennen gelernt hatten, irgend welchen entscheidenden Einfluß. Der Rat verfuhr mit aller Schärfe, wo er noch Überbleibsel und Zusammenhänge mit der verflossenen Bewegung verspürte, was hauptsächlich die hin und wieder im Gebiet sich findenden Wiedertäufer zu kosten bekamen, so 1529 in Schmerbach; 1531 bedrohte ein Edikt des Rates alle Anhänger solch „newer Sekt und erschröcklicher yrsal“ mit Leib- und Lebensstrafen.

In einer 1529 zu Mergentheim zwischen dem Stadtschreiber Thomas Zweifel und dem Deutschmeister stattgefundene Besprechung hatte dieser dem Rat zugestanden, wenn er in Sorgen stünde, daß es um das Seelenheil der Seinen übel beraten sei, so solle er sich selber helfen und Prediger berufen; in der Macht des Ordens stehe es nicht, bei dem herrschenden Mangel an Geistlichen den beklagten Übelständen abzuhelfen. Der Orden wolle diese von Rat Berufenen im deutschen Hause erhalten und für ihre Einkünfte sorgen. Der Syndikus


St. Jakobs Kirche
A. HOSSE

Dr. Gugel in Nürnberg, an den die Stadt sich um Rat gewandt hatte, forderte 1530 in einem Schreiben den Rat auf, er solle doch diese von Gott gesandte Gelegenheit benützen, sich seiner Kirchen selbst annehmen, seine Rechte auf Stellenbesetzung und Aufrechterhaltung der Kirchenzucht ausüben und „dem Lichte des Evangeliums Raum lassen“. Der Rat konnte sich noch zu keinem entscheidenden Schritt entschließen, er erging sich nur immer in Klagen, so noch 1543, als die Pest verheerend wütete: „ein E. Rat könne bei den harten Strebensläuften nicht länger zusehen und es weder vor Gott noch dem armen Volke verantworten, daß so viele ohne allen Unterricht, Trost und Zuspruch stürben“. Im gleichen Jahr mehrten sich die Stimmen derer, die dringend zu einer Änderung rieten; Luther selbst schrieb an den Bürgermeister Hornburg, der einst zu Wittenberg sein und Melanchthons Hörer gewesen, ebenso der anhaltische Pfarrer Georg Schnell, ein geborener Rothenburger, schon 1533 von Luther, dessen Haus- und Tischgenosse er war, dem Rat für ein Stipendium empfohlen. Schnell tadelte es in seinem Schreiben, daß der Rat bisher noch immer nicht reformiert hätte. (14. Oktober 1543.) Dabei hatte im Spital Renner schon 1542 das Abendmahl unter beider Gestalt auszuteilen begonnen und die Messe unterlassen. Endlich, Mitte Januar 1544, siegte im Rat die evangelische Majorität —; waren doch die Zustände so unhaltbar geworden, daß bei der Pfarrkirche „nur noch zwei ungelehrte Priester“ waren. Es erfolgte der Bruch mit dem Deutschherrnorden; ihm wurde der Gottesdienst untersagt, der Rat nahm die von Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in Besitz. Am Fastnachtsmontag 1544 wurden die Geistlichen und die Religiosen auf das Rathaus berufen; nur zwei von ihnen, — darunter der Chronist Michael Eisenhard — erklärten, dem alten Glauben treu bleiben zu wollen. Folgenden Tags wurden Bonifaz Wernizer und Johannes Hornburg nach Nürnberg gesandt, um sich von dort einen Prediger zu erbitten. So war endlich auch in Rothenburg die Sache der Reformation durchgedrungen. Am Sonntag Lätare (13. März 1544) hielt Thomas Venatorius, den Nürnberg bis zur Gewinnung eines Geistlichen überlassen hatte, in der Jakobskirche die erste evangelische Predigt. 1546 wurde als erster Superintendent Oswald Ruland aufgestellt.

Doch erfuhr die endgültige Festsetzung des Luthertums noch einen Aufschub; das Augsburger Interim von 1548 verlangte die Rückkehr zur vormaligen Kirchenverfassung. Man kann sich denken, daß gerade hier, wo die Verhältnisse noch so wenig gefestigt waren, dieses Verlangen schwere Sorge schuf. Drei Wochen nach Empfang des ersten kaiserlichen Schreibens vom 30. Mai wurden äußerer und innerer Rat zusammenberufen. Die meisten waren dafür, sich auf Bitten zu verlegen; andere meinten, man sollte die neue Religion handhaben, und sollte kein Stein auf dem andern bleiben! Zwei Öffner und ein Rinckenberg erklärten, sie wollten an niemandes Blut schuldig sein, und verließen die Versammlung. Am gleichen Tag kam dann ein zweites kaiserliches Schreiben — schon am nächsten Tag gab der Rat klein bei und beschloß, die alte Religion wieder aufzurichten. Am 12. August — inzwischen war noch ein drittes kaiserliches Schreiben eingelaufen — verkündete der Superintendent von der Kanzel das Interim. An Michaeli 1548 wurde in der Jakobskirche wieder begonnen Messe zu lesen. Dagegen blieb man im Spital bei der lutherischen Lehre. Der Passauer Vertrag von 1552 schaffte den Lutheranern wieder freie Bahn und nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 verglich der Rat sich auf einstweilen mit dem Deutschherrnorden. Nun erst konnte an eine abschließende Regelung des Kirchenwesens gegangen werden; sie wurde vollzogen unter Beihilfe des bekannten württembergischen Theologen Jakob Andreae, des Vaters der Konkordienformel. Dieser erschien im Jahre 1558, nahm eine Visitation der Pfarreien in Stadt und Gebiet vor und erließ eine ausführliche „Instruktion, wie die Kirchenordnung gehandhabt und vollzogen werden solle". Die von ihm verfaßte Kirchenordnung und Agende erschien dann im Jahre 1559 im Druck. Einiges aus Andreaes Visitationsbefund verdient Mitteilung. Er klagt darüber, daß bei gehaltener Inquisition es sich leider befunden hätte, wie „untaugenliche ungelerte und ungeschickte Kirchendiener der Gemeinde vorgestanden, die selbst nicht gewußt, worauf unser ewiges Heil und Seligkeit gegründet ist; was sie dann das arme, unverständige Volk gelehrt haben, ist auch wohl zu vermuten". Daher ging Andreaes Rat auf Verbesserung der Schulen, auf Errichtung eines Pädagogiums, Aufstellung von Scholar-

chen, Fürsorge für die armen Schüler und Verwendung eines der aufgelassenen Klöster für Schulzwecke; „dan wil man der Kirchen helffen, mus man warlich bey der Schuol anfahen". Endlich schlug er vor, der Superintendent sollte wöchentlich zwei oder drei Tage den Kaplänen und benachbarten Pfarrherrn Lectiones halten, durch die sie „vff das predigen abgerichtet" würden. Wie schlecht es eben mit Wissen und Gelehrsamkeit bei den meisten Pfarrern auf dem Land aussah, erhellt aus einem weiteren Vorschlag Andreäs, feine junge Gesellen, die von der Hohen Schule kämen, sollten ihnen die Grundlagen des Hebräischen beibringen. Griechisch sollten sie bei dem Magister in der Schule lernen*).

Annahme und Entlassung der Geistlichen stand dem Rate zu; das gesamte Kirchen- und Schulwesen**) stand unter der Aufsicht des Konsistoriums, das 1559 eingerichtet wurde und, wenigstens in späterer Zeit, aus drei weltlichen und drei geistlichen Mitgliedern bestand, unter diesen selbstverständlich der Superintendent. Seinen Bedarf an Geistlichen deckte Rothenburg gewöhnlich aus Landeskindern, insbesondere solchen, die das Alumneum besucht hatten; für diese gab es dann auch während ihrer Studienzeit Stipendien. Das Konsistorium suchte auch die Wahl der Universität zu beeinflussen; doch finden sich Rothenburger Theologen als Studierende in Straßburg, Altdorf, Tübingen, Gießen, Jena, Wittenberg. Ob die Stipendiaten Zeit und Geld auf der Hochschule richtig anwendeten, suchte man durch Examina zu erforschen, die jeweils mit den in die Ferien Heimkehrenden vorgenommen wurden. Nach Abschluß ihrer Studien hatten dann die Bewerber um ein Pfarramt vor dem Konsistorium ein Examen zu machen, dessen Bestehen „die sichere Vertröstung zur Promotion, wenn die Ordnung an ihn komme", zur Folge hatte. Zur Übung im Predigen wurde diesen Kandidaten gestattet, auf dem Land zu predigen, darnach in Detwang und Siech-

---

*) Ein bezeichnendes Vorkommnis ist überliefert; Pfarrer Aletzheimer in Leuzendorf, der bei der Visitation 1558 am besten bestanden hatte, ist anno 76 „böslich entrunnen; ist ihm in voller weiß zu Bossendorf im Wirtshaus vom jungen Eberhard und der Häßin Mann das Haar abgeschoren worden."

**) Bis 1567 war das Scholarchat getrennt vom Konsistorium.

haus, schließlich auch in der Stadt in der Johanniter- und Franziskanerkirche. Die Wartezeit füllten viele aus durch Annahme einer Hofmeisterstelle oder eines Lehrerpostens am Gymnasium; das war eine beliebte Durch-



gangsstellung für solche, die ins Pfarramt wollten. Die Anstellung der Geistlichen erfolgte — auf Vorschlag des Konsistoriums — durch den Rat; die besser Benoteten rückten bald vom Land in die Stadt und der Ordnung

nach auf die höheren Stellen vor. Die Oberaufsicht über die Geistlichen stand dem Konsistorium zu; ein Mittel der Kontrolle waren die Visitationen, wie sie die Kirchenordnung von 1611 (1668 in erweiterter Form erschienen und bis 1797 in Gebrauch) regelte. Diese Visitationen fanden im Frühjahr statt und wurden vom Superintendenten vorgenommen, welchem ein Mitglied des Rates beigegeben war und ein Diakonus als Protokollführer. Die Visitation begann mit einem Examen des Pfarrherrn, dann folgte die Befragung der Schultheißen, Bauernmeister usw., ob sie keine Klagen vorzubringen hätten, darauf das in der Kirche vorgenommene Katechismusexamen der ganzen Gemeinde und schließlich nach einer Ansprache des Superintendenten die Rüge der bemerkten Mängel sowie auch eine Vorladung und Vermahnung einzelner besonders schwer angeschuldigter Gemeindeglieder. Natürlich schloß die Visitation der Kirche auch eine solche der Schule in sich. — Das Konsistorium hatte übrigens auch in der Stadt eine Art Sittenaufsicht; und wenn es auch bloß eine beratende Behörde war und der ausübenden Gewalt entbehrte, so besaß es doch einen weitreichenden Einfluß, zumal zu der Zeit, da hervorragende und geistig hochstehende Männer die Superintendentur bekleideten. Unter diesen sind insbesondere zu nennen Oswald Ruland, der 1553 nach Regensburg berufen wurde, Georg Zierlein, der in den schweren Zeiten des 30 jährigen Krieges sein Amt führte von 1621—1661; er hielt die Dankpredigt für die wundersame Errettung der Stadt bei der Tilly'schen Eroberung, ebenso die Rede bei der Feier des Friedensfestes, die im Jahre 1651 stattfand; in der ersten Hälfte seiner Amtsführung war infolge des Krieges alles ins Stocken geraten; auf dem Land fehlte es schließlich fast überall an Pfarrern, — aber auch an Gemeindegliedern; von 1621—1642 waren zum Beispiel alle Visitationen unterblieben; Zierlein hatte die schwere Aufgabe, allmählich wieder geordnete Zustände herbeiführen zu helfen. Nur kurze Zeit war im Amte Daniel Rücker, 1664—1665, einem Rothenburger Patriziergeschlecht angehörig; bis 1635 war er Professor in Marburg gewesen, dann bis 1640 Hof- und Feldprediger des Herzogs Bernhard von Weimar, später Superintendent in Breisach. Der bedeutendste aller Superintendenten war unstreitig Dr. Joh. Ludwig Hart-

mann (1665—1680), ein hervorragender Gelehrter, ein Mann von unermüdlichem Eifer, felsenfestem Glauben und unerschütterlichem Gottvertrauen, der ein segensreiches Wirken entfaltete und unausgesetzt tätig war, alle die Wunden zu heilen, die der Krieg, dessen Nachwehen noch lange fühlbar blieben, geschlagen hatte. Das Gedächtnis dieses Mannes, der trotz seiner Jugend — mit 25 Jahren kam er zum Amt — verstand, das hiesige Kirchenwesen zu heben und mit neuem Geist zu erfüllen, verdient für alle Zeiten dankbar bewahrt zu werden. Auch Hartmanns Nachfolger (bis 1700), Seb. Kirchmaier, ein Gelehrter von Ruf und besonders gefeiert als Kenner der orientalischen Sprachen, war ein Mann, der seines Amtes mit Tatkraft waltete; einen besonderen Einfluß gewann er auch auf die Verbesserung des Schulwesens. Unter den Superintendenten des 18. Jahrhunderts ragte besonders hervor Joh. Adam Lehmus (1762—1788), ein Mann von trefflichem Charakter, vielseitig gebildet, beseelt von einer innigen Liebe zu seinen Gemeindegliedern, denen er vor seinem Tod 600 Exemplare seiner geistlichen Liedersammlung „Jesus in 365 Oden und Liedern“ zur Austeilung vermachte. —

Die Schule stand in engster Verbindung mit der Kirche; war doch gelehrte Bildung lange Zeit nur bei Geistlichen zu finden und von ihnen zu empfangen. Die Kirche ihrerseits hatte natürlich auch ein Interesse daran, daß diejenigen Knaben, die zu den Gottesdiensten gebraucht wurden, in den Grundlagen des Lateins und im Kirchengesang unterwiesen wurden. Zu diesem Zweck gab es Schulen bei Klöstern, Stifts- oder Pfarrkirchen. Auch in Rothenburg bestand eine solche Schule bei der Pfarrkirche; ein Deutschherrnpriester zu Münnerstadt wird im Jahre 1293 genannt als „quondam Rector scolarum in Rotenburg“. (Lang, Regesta IV, 525.) Da die Sprache des Gottesdienstes die lateinische war, so ist diese Schule natürlich ihrer Bestimmung nach als „lateinische“ zu denken. Im Laufe der Zeiten, als das Bedürfnis nach Unterweisung auch für weitere Kreise der Bürgerschaft hervortrat, erwuchs aus dieser Pfarrschule die „Stadt- oder Ratsschule“. Die Entwickelung des bürgerlichen Lebens forderte eine solche Einrichtung; und diese Schule stand nun nicht mehr unter kirchlicher Leitung. Ihre Errichtung ging auch nicht vor

sich ohne einen Kampf mit dem Klerus, der sein bisheriges Recht auf die Schule, unter Umständen auch auf die Einnahmen, die ihm aus dieser zuflossen und die er zum Teil zur Besoldung der Lehrer verwandte, nicht ohne weiteres preisgeben wollte. An eine „Trennung von Kirche und Schule" im modernen Sinn ist hierbei nicht zu denken; es handelt sich „um eine Geld- oder Machtfrage." Der Streit entschied sich zu gunsten des Bürgertums. Der Rat erhielt das Patronatsrecht über die Schule, ein Vorgang, der sich in vielen Städten — und so auch hier — im Laufe des 14. Jahrhunderts vollzog, in dem Jahrhundert, das einen Höhepunkt in der Geschichte der Städte bedeutet. Wir finden also um 1400 die Leitung des Schulwesens in den Händen des Rates; der Rat stellt die Lehrer an, verpflichtet sie, besoldet sie und entläßt sie. Dabei ist aber das ursprüngliche Verhältnis zur Kirche keineswegs gelöst; das Deutschherrnhaus hat noch einiges zur Besoldung des Schulmeisters beizutragen und dieser hat mit seinen Schülern bei den Gottesdiensten mitzuwirken; aber er steht vollständig unter dem Rat, wie eine Äußerung in einem Paktbrief von 1440 besagt: „er darf am Chorgesang nichts ändern und nichts nach dem Willen der Teutschherrn tun, was sie von ihm etwa verlangen, außer mit Wissen, Zustimmung und Genehmigung der Herren des Rats". — Auch die Ratsschule war im wesentlichen nichts anderes als eine Lateinschule. Ihr Unterricht erstreckte sich auf Lesen- und Schreibenlernen, Gesang und die Anfänge des Lateins. So kam es, daß neben diese öffentliche Schule auch bald eine Privatschule trat, — vom rechtmäßigen Schulmeister verächtlich als Winkelschule bezeichnet, — die eine „deutsche Schule" war und sich derjenigen Schüler annahm, die d e u t s c h schreiben und lesen und das Rechnen lernen wollten. Solcher Konkurrenz suchten sich natürlich die Schulmeister zu erwehren. — Leider sind die Nachrichten über die Anfänge des Schulwesens ziemlich dürftig. Bezeichnend ist es, daß das älteste Schriftstück, das vorhanden ist (zirka 1402) eine Klage des Schulmeisters über seine geringe und noch dazu unpünktlich eingehende Besoldung ist. Die Besoldung betrug*): „Renten 11 fl

*) Bensen, hist. Unters. S. 557 nach einem jetzt nicht mehr vorhandenen Statutenbuch.

30 ℌ, 4 Klafter Holz, von jedem Knaben 24 ℌ jährlich, 4 ℌ Einstand, „ebensoviel für Korn und eine Kerze oder 6 ℌ.“ Ein Fuder Holz und alle Quatember 2 fl. Rheinisch hatte das Deutschherrnhaus zu leisten. Ausführlicher über „des Schulmeisters Lohn und seine Gerechtigkeit“ verbreitet sich eine Aufzeichnung der Pfleger zu St. Jakob von 1517. Die Besoldung ist außer den Reichnissen in Naturalien und dem, was die Schüler zu zahlen hatten, auf 28 fl gestiegen, darunter 8 fl, die die Jakobs- und Wolfgangspflege gaben „zu ainer besserung und ist nicht gestifft“; aber es sind 20 Brunnen und Brünnlein, die des Schulmeisters Säckel zu speisen haben, so daß ihm sein Lohn eben nur tropfenweis zufloß — und endlich ein Beisatz, der genug sagt: Item ein jeglicher Schulmeister mag nach Essen schikken zu ehrbaren, redlichen Hochzeiten.“ Über die Verhältnisse der Schule aber, über Unterricht, Schülerzahl und dergleichen fehlen uns alle Angaben, ebenso darüber, wie weit der Unterricht die Schüler förderte. Auch der älteste erhaltene „Pattbrief“ von 1440 für den Magister Jacobus de Kintzburg gibt uns darüber keine Auskunft. Er enthält eingangs Bestimmungen, daß der Magister sich dem geltenden Stadtrecht zu unterwerfen und dem Rat gehorsam zu sein hat; seine Wohnung soll er auf der Schule haben — das kleine Häuslein verschwand, als der Bau des neuen Gymnasiums aufgeführt wurde — und soll sie züchtig und ehrbar halten, daß kein übler Leumund entsteht vom Würfelspielen oder Dirnen, die dort ab- und zugehen, und andern unerlaubten Dingen, die dort vorfallen. Der Rat kann ihm jederzeit kündigen; er dagegen hat bestimmte Kündigungsfristen einzuhalten. Jedenfalls waren die Schulmeister nicht allzu lind gebettet; wie es scheint, hat keiner lang ausgehalten; es finden sich auffallend viele Bewerbungs- und Empfehlungsschreiben in den Akten, die darauf schließen lassen, daß der Posten oft unbesetzt war. Doch haben die Bewerber alle einen akademischen Grad aufzuweisen; sie sind Bakkalaureus oder Magister. Deutlicheren Einblick in die Schulverhältnisse gewähren erst zwei aus dem Jahre 1523 stammende Schreiben des Magisters Wilhelm Besmayr. (Er ward 1525 als Parteigänger der Aufrührerischen enthauptet.) Sie lassen erkennen, daß die Schule ziemlich besucht gewesen sein muß von Stadtkindern und fremden Schülern; der

Magister ist verpflichtet, einen Bakkalareus zu halten und braucht außerdem noch zwei Gesellen. Allerdings begann gerade damals der Besuch der Schule nachzulassen; dies war eine Folge der reformatorischen Bewegung, die mit dem Überfluß von Geistlichen aufzuräumen begann; es sind nun gar viele, sagt der Magister, „die sich nit meer auff die Schul oder Pfaffheyt sonder uff ander arbeyt begeben“. Auch mit dem Eingang der Besoldung sah's schlimm aus; gerade unter den Stadtkindern sind viele, die nichts geben, von denen er auch ihren Eltern Armut halber nichts begehrt. Noch empfindlicher aber war eine andere Schmälerung des Einkommens, die ebenfalls mit dem neuen Geist der Zeit zusammenhing: Votive, Begängnisse, Begräbnisse, gesungene Ämter und dergleichen waren von der Menge nicht mehr geachtet und begehrt; was dem Schulmeister sonst daher zugekommen war, fiel nun weg; sonst, wenn er zu heiligen Tagen Mette gesungen, hatte ihn der Pfarrer zu Tisch geladen; das fiel nun auch weg: „meint vielleicht der Pfarrer, ihm gehe auch ab; dafür ich nicht kann“ bemerkt er. Besmayr gab das undankbare Geschäft 1524 schon auf; an seine Stelle trat ein von Pfarrer Eisenmann in Schwäbisch-Hall, dem Freund und Mitarbeiter des Württemberger Reformators Joh. Brenz, empfohlener Magister Wendelin Pauer — auch er ergriff einen bürgerlichen Beruf, nachdem er sich der bäuerlichen Bewegung angeschlossen hatte. Länger als ein Jahrzehnt sah's dann ziemlich dürftig aus mit der Schule. Erst 1539 entschloß sich der Rat zu einem Schritt von einschneidender Bedeutung, indem er — ziemlich spät — der humanistischen Richtung ein Zugeständnis machte durch Berufung eines „Poeten“, des Magisters Kärgl von Ingolstadt. Bisher hatte es sozusagen nur zwei Klassen gegeben, Tabulisten und Donatisten;*) nun wurde eine Oberstufe angefügt. Kärgl sollte die Schüler soweit fördern, daß sie „folgendes auf den hohen Schulen desto fürderlicher zu größern Künsten und Fakultäten kommen können“. Des Kirchendienstes war er ledig; er erhielt eine Besoldung von 90 fl und dazu eine Behausung; sein Pakt lief auf drei Jahre, doch

---

*) Die Tafel war eine Art Fibel mit den Buchstaben und etwas lat. Lern- und Lesestoff (Credo, Paternoster, Dekalog), der Donat (benannt nach einem römischen Grammatiker des 4. Jahrhunderts) eine lat. Grammatik.

ging er schon 1541 nach Straubing. Doch blieb, wie es scheint, die Einteilung in drei Klassen; es finden sich nebeneinander ein Magister, Kantor und Kollaborator erwähnt; aber ein einträchtiges Zusammenwirken der Lehrer fehlte, auch scheinen sie zum Teil recht ungeeignete Persönlichkeiten gewesen zu sein: so legt einer bei einem Streit das freimütige Geständnis ab, sein Kollege sei „so wohl bezecht gewesen als er". 1553 wurde die Stelle des Rektors dem vom Justus Jonas, dessen Famulus er gewesen, und Joh. Brenz sehr empfohlenen Joh. Wesel übertragen; „er ist fromb und gelert, ein züchtiger und unzager Geselle, und hat seiner erudition und guten Wandels gutes Zeugnis und commendation". Wesel verfaßte eine neue Schulordnung; er scheint darin ziemlich hohe Anforderungen an die Schüler gestellt zu haben. Er selbst bezeichnet sich als „mit höherer Arbeit beladen", so daß er nicht zugleich auch auf die Mendikanten — arme Schüler, die sich ihren Unterhalt durch Betteln erwarben und auf der Schule wohnten — Acht haben könnte. Zerwürfnisse, besonders mit der Geistlichkeit, veranlaßten ihn bald zum Weggang. (Er war dann über 20 Jahre Rektor des Ansbacher Gymnasiums.) Stetigkeit in den Verhältnissen der Schule trat erst unter seinem Nachfolger, dem gelehrten Abdias Wickner aus Nürnberg, ein, der von 1554—1564 der Schule vorstand. Die von ihm verfaßte Schulordnung ist noch vorhanden. Darnach waren vier Klassen eingerichtet; die — von unten nach oben — unter dem Kantor, Baccalaureus, Präzeptor und Ludimoderator stehen. Den Löwenanteil beansprucht im Unterricht natürlich das Latein, das die Schüler im mündlichen und schriftlichen Gebrauch beherrschen sollten; sobald angängig, mußten Lehrer und Schüler, letztere auch unter sich, nur der lateinischen Sprache sich bedienen. In der obersten Klasse werden Briefe Ciceros gelesen, dann Vergil und Terenz; in den unteren Klassen sind „Colloquia" (Gesprächbücher) im Gebrauch. Fast ebensoviel Zeit wie das Latein beansprucht der Religionsunterricht, der Katechismus, in der untersten Klasse deutsch, dann lateinisch, und die Durchnahme der lateinischen Sonntagsevangelien. Das Griechische wird erst in der Oberklasse getrieben; dort wird auch das Sonntagsevangelium griechisch gelesen. Die schriftlichen Arbeiten der Schüler in Latein und Griechisch, die Argumenta, sind teils

Übersetzungen (hinüber und herüber), teils freie Ausarbeitungen. Der Unterricht dauerte vormittags drei Stunden (von 7—10 Uhr), nachmittags zwei Stunden (von 1—3 Uhr); da die Schüler auch bei allen Gottesdiensten mitzusingen hatten, was den regelmäßigen Unterrichtsbetrieb sehr störte, war täglich von 12—1 Uhr Singstunde. Mittwoch- und Samstagnachmittag waren frei.

Eine wichtige Änderung im Schulwesen brachte das Jahr 1559, wo auf Vorschlag Andreäs das alte Schulhäuslein, in welchem die vier Klassen in einem Raum untergebracht gewesen waren, verlassen und der Schule das ehemalige Franziskanerkloster eingeräumt wurde. Andreä verfaßte auch ein ausführliches Bedenken, wie der Schule geholfen werden möchte; er verlangt vor allem genügende Besoldung der Lehrer, genaue Einhaltung der Schulordnung, starke Einschränkung der Beteiligung der Schüler am Chorgehen, Aufklärung der Gemeinde über den Nutzen der Schule und Sorge dafür, daß die guten Ingenia aus den deutschen Schulen in die lateinische Schule herübergenommen werden. Wickners Schulordnung blieb im großen und ganzen in Kraft; nur wurden fünf Klassen eingerichtet. Seit dem Jahre 1559 erfreuten sich nun die Schulverhältnisse einer gewissen Beständigkeit, auch die „deutschen Schulen" entwickelten sich entsprechend; für gewöhnlich waren 3–4 teutsche Schulhalter vorhanden. Nachdem das Scholarchat mit dem Konsistorium vereinigt worden war, unterstanden sämtliche Schulen in der Stadt und auf dem Lande — seit 1582 waren für alle Ortschaften des Gebiets Schulen angeordnet; — es dauerte allerdings über 100 Jahre, bis diese Anordnung überall durchgeführt war — dem Konsistorium; die Landschulen wurden anläßlich der Kirchenvisitationen visitiert, in der Stadt wurden die Lehrer der lateinischen Schule und der deutschen Schulen zweimal jährlich vor das Konsistorium gefordert, im Frühjahr und Herbst, nachdem in den Klassen ein Examen gehalten worden war, und auf die gespürten Mängel aufmerksam gemacht und zu deren Abstellung angehalten. — Unterricht für Mädchen wird zum erstenmal 1546 erwähnt, wo ein gewisser Gregorius Forwerck aus Pirna zum Collaborater und nebenbei „zum Zucht- und Lehrmeister der neublühenden Jungferschaft jedes Tags in zwei oder zum mindesten in dritthalb Stunden mit getreuer Unterweisung beider guter

Künsten und Sitten, sonderlich aber des Catechismi" mit einer Besoldung von 45 fl Rhein angenommen wurde. Auch seine Frau unterstützte ihn bei dieser „Maidleinschule". Die deutschen Lehrer in der Stadt waren zum Teil auf Hochschulen gewesen und ein und der andere wurde später Geistlicher; zum Teil waren sie aus dem Gewerbestand, wie auch auf dem Lande; mehrfach waren es Schneider. Das Einkommen der Schulmeister bestand aus dem Schulgeld der Kinder; es fehlte natürlich nicht an allerlei Versuchen der Eltern, ihm da und dort etwas abzuzwacken; andererseits suchten die Lehrer durch unangebrachte Milde möglichst viele Schüler anzulocken. Sehr schlecht war die Lage der Lehrer auf dem Lande; sie mußten durch allerlei Nebenbeschäftigung ihr kärgliches Einkommen zu erhöhen suchen, als Totengräber, als Zolleinnehmer und sogar als Viehhirten. Ganz besonders schlimm stand es um sie nach dem großen Kriege; in manchen Orten ging damals überhaupt die Schule ganz ein. Seit 1683 war durch ein Edikt des Rates angeordnet, daß auch im Sommer Schule gehalten würde; vorher gab es nur Winterschulen — auch dies schien manchmal den Bauern zu viel! Die Stellung der Lehrer auf dem Land war auch insofern sehr unsicher, als sie immer nur auf Zeit — in der Regel ein Jahr — angenommen waren und dann immer wieder aufs neue um ihren Dienst anhalten mußten. Was die Unterrichtsgegenstände anlangt, so war in erster Linie der Katechismus den Kindern gehörig einzutrichtern, dann wurde das Schreiben und später auch das Rechnen in den fünf Spezies (das Bruchrechnen galt als eigene) geübt und das Lesen gedruckter und geschriebener Schrift, sowie das Singen, soweit es für den Gottesdienst erforderlich war; in den Landschulen begnügte man sich ja mit recht bescheidenen Anforderungen in den Unterrichtsgegenständen — so mancher, der da zum Lehrer angenommen wurde, war selber nur schlecht beschlagen in den Künsten, die er lehren sollte. Doch wird bei allem Elend der wirtschaftlichen Notlage und der sozialen Geringschätzung, bei allen Hemmnissen infolge Unverstands der Eltern und mangelhafter Einrichtungen in den Visitationsberichten für Stadt und Land doch oft genug den Lehrern das Lob gespendet, daß sie ihres beschwerlichen Amtes mit Sorgfalt und Treue warteten.

Wir haben den Werdegang der lateinischen Schule oben etwas eingehender behandelt; in der Darstellung der weiteren Geschichte des „Gymnasiums" — dieser Name wird später üblich — können wir uns um so kürzer fassen, als die Entwickelung im großen und ganzen von der bei dieser Art Schulen gewöhnlichen nicht abweicht; wir können uns also im folgenden mit der Hervorhebung einiger Hauptpunkte begnügen und wollen nur bei markanten Persönlichkeiten, die auf die Gestaltung des Schulwesens von nachhaltigem Einfluß waren, länger verweilen. Die Neuordnung von 1559 hatte auch zur Errichtung eines „Alumneums" geführt. Seine 12 Insassen wurden aus Mitteln des aufgehobenen Frauenklosters unterhalten; ihre Aufnahme erfolgte nach Prüfung ihrer Begabung und zumal der musikalischen Veranlagung mit Genehmigung des Rates; wem eine gute Stimme fehlte, der sollte wenigstens ein Instrument zu spielen verstehen. In erster Linie sollten bei der Aufnahme Söhne der Stadt und ihres Gebiets berücksichtigt werden, doch konnten, wenn solche fehlten, auch Fremde aufgenommen werden. Ihre Wohnung hatten die Alumnen zuerst auf dem alten Schulhäuschen bei der Jakobskirche; seit 1592 im neuen Gymnasium, wo sie unter der besonderen Aufsicht des Rektors standen, dem bisweilen auch ein Predigtamtskandidat als Inspector alumnorum beigegeben war. Strenge Vorschriften bestanden zur Aufrechterhaltung der Zucht — sie waren wohl nötig, denn dieses Völklein, besonders die älteren Schüler, die gegen 20 Jahre alt waren, war schwer im Zaum zu halten: es wird auch beständig über die Alumnen geklagt, über ihre Unbotmäßigkeit, das Aussteigen und Nachtschwärmen, allzustarkes Biertrinken und Tabakrauchen; um 1750 wird getadelt, sie hätten aus den Fenstern geschossen und auf dem Kirchhof ein Feuerwerk angezündet, „welches wohl noch niemals erhört worden". Auch das Kartenspielen und Anhängen an liederliche Weibspersonen ward ihnen untersagt; freilich war ihnen auch ein so harmloses Vergnügen wie das Schachspiel verboten! Die Alumnen erhielten in der Musik Mittwochs und Samstags private Unterweisung durch den Organisten, auch fand für sie zweimal im Jahr ein besonderes Examen musicum statt. Außer der Kost bekamen sie ein „Singgeld" (20 fl im Jahr); beim Abgang auf die

Hochschule ward ihnen dann aus der Alumnenstiftung auf 3—4 Jahre ein Stipendium zugewiesen. Das Alumneum war so eine wichtige Pflanzschule für den Nachwuchs an Geistlichen für Stadt und Gebiet.

Die Schule entwickelte sich so günstig, daß bald der Raum im Franziskanerkloster nicht mehr ausreichte — die Zahl der Schüler stieg über 500! —; auch war dort die Schule etwas abseits gelegen und die nötige Aufsicht über die Schüler fehlte, da weder Rektor noch Lehrer im Hause selbst oder in dessen Nähe wohnten; bei der Einweihung des Neubaues, der von 1589—1592 mit einem Aufwand von 13000 fl errichtet wurde, betonte der Syndikus Dr. Preninger dies ausdrücklich: Der Rat habe den Bau aufrichten lassen, „damit man euch desto besser in das spiel und karten sehen, auf die socken tretten und unter die sporen fassen kann“. Während früher ein Scholarchat bestanden hatte (von 1557 an aus drei Männern bestehend), das dann mit dem 1559 errichteten Konsistorium vereinigt wurde, wurde nun noch ein Inspector scholae aufgestellt, gleichsam als Mittelsperson zwischen Konsistorium und Lehrerkollegium. Dieses Amt wurde dem 1591 von Jena, wo er professor historiarum et poeseos war, als Stadtphysikus nach Rothenburg berufenen Dr. Andreas Libavius übertragen; er bekleidete es bis zum Jahre 1607. Libavius verfaßte eine neue Schulordnung, die eine bedeutende Umwandlung der bisherigen Verhältnisse bedeutete. An die Stelle der bisherigen fünf Klassen traten nun sechs; besonders der Unterricht in der obersten Klasse sollte in seinem Lehrziel sich möglichst dem der „artistischen Fakultät“ der Hochschule, der Vorschule für die „höheren“ Fakultäten annähern, indem ein besonderes Gewicht auf eingehende Unterweisung in der Logik, dann auch in der Rhetorik und Anwendung des Gelernten in Disputationen und Deklamationen gelegt wurde; es war gleichsam eine Art „philosophischer Kursus“, der der Schule den Rang eines gymnasium illustre oder academicum sichern sollte.

Libavius erteilte selbst Unterricht an der Schule, insbesondere leitete er die Disputationen und behandelte mit seinen Schülern auch das Gebiet der Naturwissenschaften; als Arzt und bedeutender Chemiker war er dazu ja wohl geeignet. Das Hauptstück des Unterrichts war aber nach wie vor das Latein; die Grammatik muß

„bis zum Überdruß“ getrieben werden und die völlige Beherrschung der Sprache Roms im mündlichen und schriftlichen Gebrauch (in Prosa und Versen) ist das erstrebte Ziel; wer deutsch redet, wird durch die Aufpasser angezeigt und dann bestraft. Auch die religiöse Unterweisung nimmt einen breiten Raum ein, aber sie sucht nicht auf das Gemüt zu wirken, sondern nur auf den Verstand; in den drei unteren Klassen wird der Katechismus (zuerst deutsch, dann lateinisch) eingedrillt, in den drei oberen nach dem Compendium eines strammen Tübinger Lutheraners Dogmatik; soll doch dieser Unterricht den Schülern Waffen liefern zur Bekämpfung abweichender, ketzerischer Lehren der Calvinisten, Papisten und der Sektirer! Das Griechische fand in der Schulordnung von 1592 mehr Raum; der Unterricht dauert nun drei Jahre und die Lektüre erstreckt sich auch auf Homer und Demosthenes. — In Kraft blieb die Schulordnung des Libavius fast ein Jahrhundert lang, wenigstens dem Namen nach; ihre hochgeschraubten Forderungen wurden allerdings immer mehr gemindert. Libavius war der letzte Inspector scholae; nach seinem Weggang wurden die Pflichten des Inspektors dem Rektor übertragen. Für Rektorat und Konrektorat suchte man auch immer tüchtige Gelehrte zu gewinnen und traf die Wahl erst nach eingehender Prüfung, die sich sowohl auf Rechtgläubigkeit wie Gelehrsamkeit bezog. Rektor war noch unter Libavius der gelehrte Elias Ehinger, aus Christgarten bei Nördlingen gebürtig, später Rektor in Augsburg, Schulpforta und Regensburg (bis 1617), dann Joh. Gg. Schemel (bis 1624); ihm folgte der Poeta laureatus Joh. Seyboth, gelehrt und schriftstellerisch sehr tätig, dabei von unermüdlichem Eifer und voll väterlicher Fürsorge für seine Schüler; in den schlimmen Zeiten des großen Kriegs, wo alle Kassen geleert waren und die Auszahlung der Gehälter stockte, sorgte er aus seiner Tasche für die Beheizung der Schule, gab auch eine lange Zeit allein den Unterricht in den zwei obersten Klassen. Er starb 1661. Ihm folgte der erst 21 jährige Joh. Ludw. Hartmann, der nachmalige Superintendent, der sich mit größtem Eifer seinem Amt widmete und auch eine Anzahl Schulbücher schrieb, theologische und philosophische für die älteren Schüler; für den Unterricht im Lateinischen und Griechischen schrieb er Grammatiken, die, den Forde-

rungen der Zeit entsprechend, die Erlernung dieser beiden Sprachen erleichtern sollten; man spürt die Wellenschläge der pädagogischen Anschauungen eines Ratke und Comenius, dessen Janua auch hier Eingang fand. Hartmanns griechische Grammatik beschränkt sich allerdings nur auf das Neue Testament; mehr sollte die Schule in dieser Sprache jetzt gar nicht leisten, als daß die künftigen Theologen wenigstens den Grundtext lesen konnten. Auf Hartmann folgte dann Friedr. Lips, der sich durch gewandtes Auftreten und seine Fertigkeit im Disputieren die Gunst einiger einflußreichen Ratsmitglieder erworben hatte, die ihm das Rektorat verschafften. (Lips war vorher Pfarrer in Habelsee gewesen.) An solider Gelehrsamkeit war er seinen Vorgängern nicht ebenbürtig; verständig aber war es von ihm, daß er den öden Drill in den untern Klassen zu verdrängen suchte. Die Schüler hatten übrigens bald herausgefunden, daß er die gewohnte strenge Zucht nicht aufrechtzuerhalten imstande war; bald häuften sich Klagen über den Verfall und die Abnahme der Schule. So kam es auch, daß der 1681 hierher aus Regensburg berufene Superintendent Kirchmaier die Leitung des Schulwesens völlig an sich riß und mit Vorschlägen zur Besserung auftrat. Sehr vielversprechend klingt der erste Satz, daß viel, ja alles an guten Herrn Praeceptoribus gelegen sei, die vor ihrer Anstellung gründlich zu prüfen seien; sie müßten dann aber auch in besserem Respekt gehalten und mit größeren Salariis bedacht werden. Auch einer Verjüngung des Lehrkörpers redete er das Wort. Sonst aber zeigt Kirchmaier wenig Selbständigkeit; die neue Schulordnung ist fast wortwörtlich aus Regensburg übernommen. Hauptsache ist und bleibt wieder das Latein mit vielen Deklamationsübungen; auch die Aufführung von Komödien, — ohne Beeinträchtigung der Schulstunden in den Hundstagsferien! — sollte diesem Zweck dienen; es sollte sogar dafür ein „theatrum perpetuum" errichtet werden. Zur Herstellung der alten Zucht und Disziplin schlägt Kirchmaier vor, es sei abzustellen 1. alle unnötige und unzulässige Kleiderpracht, 2) das Degentragen, Schießen, Nachtvagieren, gassatenstreichen, nachtmusizieren, 3) das Fressen und Saufen in Wirtshäusern und anderen verdächtigen Orten, 4) das unordentliche Schul- und Kirchgehen, da einer, dann und wann es ihm beliebt,

kommt, 5) das Schwätzen, Übelverhalten und andere Unziemlichkeit in der Kirche. Eine hübsche Musterkarte! Man begreift, daß Kirchmaier klagte, die „liebe Rute wurde allzu sparsam gebraucht“.

Kirchmaiers Energie wußte alle Widerstände zu besiegen; das Gymnasium kam wirklich wieder in Flor, so daß auch auswärtige Schüler (sogar von Wien her) es besuchten. Viel trug dazu bei der neue Rektor L. G. Wernher (1683—1714), ein Gelehrter von reicher Bildung, würdigem und strengem Wesen, der auf scharfe Zucht hielt.*) Daneben hielt Lips für die „Exemti“, die Selekta, theologische und philosophische Vorlesungen, auch solche über Mathematik und Astronomie sowie Universalgeschichte; Kirchmaier selbst unterrichtete ebenfalls auf philosophischem Gebiet, hielt mit den Vorgerückteren Disputationen nach akademischer Art, an denen sich zum Teil auch Geistliche des Gebiets beteiligten; dazu las er auch eine Einführung in das Studium und die Methodik der einzelnen Disziplinen, auch der Rechtswissenschaft und Medizin — es war also das Gymnasium wirklich eine Vorschule des akademischen Lebens und verdiente den guten Ruf, den es genoß. Als aber die drei Männer fehlten, deren Zusammenwirken diesen Aufschwung herbeigeführt hatte, war bald wieder ein Abnehmen zu spüren; die Schule blieb auf einem überwundenen Standpunkt stehen und verschloß sich berechtigten Forderungen der Zeit.

Wenn nun auch der Zuzug von auswärts aufhörte, so erlebte die Schule doch noch einmal einen gewissen lokalen Aufschwung unter der Leitung von Andreas Samuel Gesner (1716—1771). Gesner war kein pedantischer Schulfuchs, wie sie jene Zeit so vielfach sah und mit berechtigtem Spott verfolgte; er war nicht der Mann, der im bequemen Schlendrian des Herkommens behaglich weiter machte, sondern er war begabt mit scharfem Verstand und einem offenen Blick für das gute Neue. Aus eigener Anschauung war er mit den Einrichtungen der Francke'schen Schule in Halle vertraut, er besaß eine reiche und vertiefte Bildung, war auch des Englischen, Französischen und Italienischen kundig; bezüglich der

*) Sein Leibspruch war: Der Weg zum Verstand und Herzen der Schüler führe über den Buckel.

alten Sprachen, ihres Wertes und der Behandlung ihrer Literaturen im Unterrichte dachte er ganz im Geiste des Neuhumanismus, als dessen Vater ja sein Bruder, der Göttinger Professor Joh. Matth. Gesner, bezeichnet wird. Durch eifriges Studium auch mit der pädagogischen Literatur der älteren sowie seiner eigenen Zeit wohl vertraut, legte er seine pädagogischen Anschauungen in zahlreichen, in musterhaftem Latein geschriebenen*) Abhandlungen nieder, die manches Goldkörnlein erzieherischer Weisheit bergen. Daß der hergebrachte Unterrichtsbetrieb der lateinischen Schulen insbesondere für diejenigen Schüler, die praktischen Berufen sich zuwenden sollten, völlig ungeeignet sei, erkannte er wohl und äußerte sich freimütig darüber; schon 1720 redet er von einer Trennung, bei der für diese Klasse von Schülern die Realien besondere Berücksichtigung finden sollten; auch für den Anschauungsunterricht in den Realien legte er ein kräftiges Wörtlein ein. 1743 erneuerte er diese Vorschläge unter Berufung auf Schöttgen in Dresden. Sein höchstes Lob aber suchte er in der treuen und gewissenhaften Unterweisung der seiner Obhut anvertrauten Jugend; seine Schüler hingen auch mit dankbarer Verehrung an ihm. 1738 ernannte ihn der Rat zum Professor nach 56 jähriger Tätigkeit ward er 1771 quiesziert und starb 90 jährig 1778, bis ins höchste Alter noch rüstig und von ungebrochener Geisteskraft. Ihm folgte, zuerst als Adjunktus, dann als Rektor Joh. Georg Lehmus, ein geborener Rothenburger, 1784 abgelöst von seinem Bruder Christian Balthasar Lehmus, der seit 1775 Rektor in Soest in Westfalen gewesen war; dieser war ein Mann von hoher geistiger Regsamkeit, von vielseitiger Gelehrsamkeit und wohl vertraut mit den pädagogischen Anschauungen seiner Zeit, besonders der philantropistischen Richtung zugeneigt und in den Schriften eines Basedow, Resewitz, Campe, Salzmann wohl beschlagen, deren Gedanken er auch seinen Schülern und Mitbürgern in zahlreichen Schulschriften zu vermitteln suchte, wie er auch unerschöpflich war in Vorschlägen zur Hebung der Schule, zur Verbesserung der Methodik des Unterrichts und zur Her-

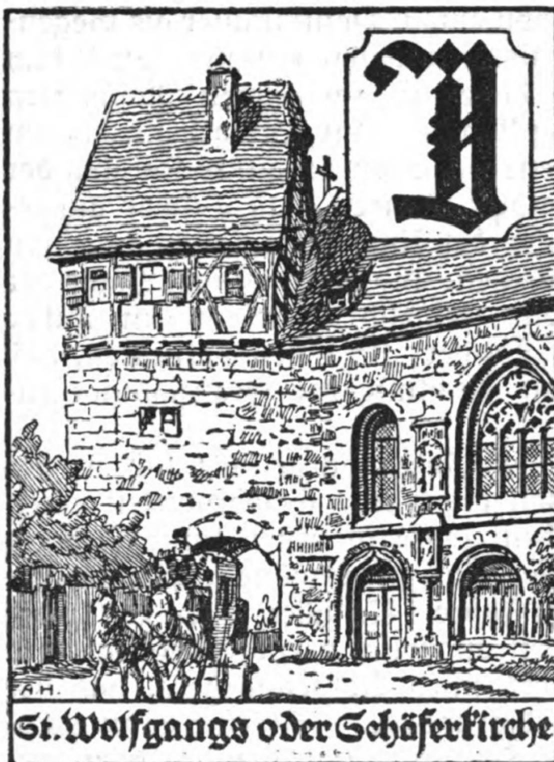
*) Er war „um seiner Latinität willen weit berufen" und mancher Gelehrte sandte ihm seine lateinischen Schriften vor der Drucklegung zur Durchsicht zu.

stellung einer zeitgemäßen Schulordnung, ohne aber bei Konsistorium und Rat allzuviel Gehör und Gegenliebe zu finden, so daß er 1791 verbittert und gekränkt dem Schulamt entsagte und die Pfarrei Wettringen übernahm.*) Unter seinem Nachfolger, dem friedfertigen Joh. Ludwig Bezold, fand dann das reichsstädtische Gymnasium sein Ende, allerdings erst 1804; zwei Jahre hatte es unter bayerischer Herrschaft noch in seiner alten Art bestanden; dann wurde es reorganisiert, wobei es seinen Charakter als „höhere Schule" einbüßte. Es ward schließlich wieder, was es in seinen bescheidenen Anfängen gewesen war: eine kleine Lateinschule. —

*) Erwähnung verdient vielleicht, daß dieser Ch. B. Lehmus als junger Mann sich mit dem Gedanken trug, in Rothenburg „Gelehrte Intelligenzblätter" erscheinen zu lassen, und zwar wöchentlich; sie sollten das Neueste aus der Geschichte der Akademien und gelehrten Gesellschaften, Universitäten, Schulen, ferner „neueste Büchergeschichte" und gelehrte Nachrichten und Avertissements bringen. Der Prospekt stammt aus dem Jahre 1773; verwirklicht wurde der Plan aber nicht.



II. Allgemeine Zustände der Bildung. — Pflege der Wissenschaften und Künste.


St. Wolfgangs oder Schäferkirche

In den frühesten Zeiten der Reichsstadt treffen wir Spuren literarischer Tätigkeit wohl nur in den Klöstern. Geschickte Mönche sind tätig als Bücherschreiber; so finden wir einen Rothenburger, Sifridus Resch, im Jahre 1309 genannt als Schreiber eines Buches des Cisterzienserklosters Heilsbronn; von dem gleichen Schreiber rührt her ein sauber und sorgfältig geschriebenes Gültbuch des Hospitals vom Jahre 1339. Darin findet sich auch ein Bücherverzeichnis der Hospitalstiftung; es sind natürlich fast durchgängig Bücher geistlichen Inhalts, bestimmt zum Gebrauch beim Gottesdienst, wie Missale, Graduale Agenda, oder für den Handgebrauch der Prediger, also Predigt-, Beichtbücher u. dgl.; daneben finden sich auch ein paar Werkchen medizinisch-naturwissenschaftlichen Inhalts; war doch das Spital nicht nur der Pflege der Seelen, sondern besonders der der Körper bestimmt. Auch in den übrigen Klöstern hat es wohl kleine Büchersammlungen gegeben; später, als die Bücher nicht mehr mühsam geschrieben werden mußten, sondern durch

Druck vervielfältigt wurden, wuchs ihre Zahl etwas mehr an; der größte Teil der jetzt in der Konsistorialbibliothek vorhandenen Wiegendrucke stammt aus klösterlichem Besitz. Unter den Handschriften der Bibliothek befindet sich auch eine aus dem Deutschherrnhaus stammende, 1452 geschrieben; sie enthält ein mit kunstlosen Bildern geschmücktes Speculum humanae salvationis, ein religiöses Unterweisungsbuch mit populär-didaktischer Tendenz, in lateinischer Reimprosa geschrieben, verfaßt wahrscheinlich von einem Dominikaner als Gegenstück zu der aus Franziskanerkreisen stammenden Biblia pauperum und gleich dieser in zahlreichen Abschriften verbreitet und fortgepflanzt. Im Privatbesitz waren Bücher jedenfalls selten; der oben genannte Katalog der spitälischen Bücher enthält Notizen, daß Bücher ausgeliehen sind an Geistliche der Umgegend, auch an einen Canonicus in Feuchtwangen, und eines an den Notar der Stadt. Das Testament Heinrich Topplers (im Jahre 1408) erwähnt einige Bücher; sie lassen vermuten, daß Toppler der strengeren Richtung der Franziskaner zugetan war.

Unter den Söhnen Rothenburgs, die sich in der vorreformatorischen Zeit durch ihre Gelehrsamkeit einen Namen erworben haben, wäre in erster Linie Johann Matthias, Tuberinus genannt, zu erwähnen. Ein Schriftchen von ihm aus dem Jahre 1475 über einen zu Trient von den dortigen Juden angeblich verübten Ritualmord ist wohl das erste Werk eines Rothenburgers, das der Ehre des Drucks gewürdigt wurde. 1508 gab er zu Leipzig die Komödien des Terentius mit ziemlich dürftigen Argumenten heraus. Literarische Unsterblichkeit aber verbürgt es ihm, daß sein Name auch in der bekannten satirischen Flugschrift der Dunkelmännerbriefe (im 17. Brief des ersten Teils) erwähnt wird. Er erscheint dort als der Magister Rotburgensis, „der ein Buch geschrieben hat, das wohl dreimal so groß ist wie Virgilius in allen seinen Werken. Und er hat viel Gutes vorgebracht in diesem Buch, auch zur Verteidigung der heiligen Mutter Kirche und zum Lob der Heiligen ... Und die Herren Magister sagen, daß seine Verse so gut sind wie die Verse Virgils, und sie haben gar keine Fehler, weil er selbst die Kunst des Versemachens perfekt los hat und ein guter Versler gewesen ist vor 20 Jahren“. Das Buch ist auch

Schulbuch gewesen.*) Ungefähr gleichzeitig mit Tuberinus war in Leipzig Johannes Rumpf aus Rothenburg, der 1512 der erste Rektor der dortigen Nikolaischule war. Ein anderer Rothenburger, Johannes Beusselius, ließ 1499 in Leipzig ein Gedicht zum Lob der Mutter Gottes drucken. In Ingolstadt war 1510 Wolf Ofner Lizentiat der Rechte. Und endlich verdient noch genannt zu werden Christophorus Ostrofrancus (=Chr. Hoffmann aus Rothenburg, † 1534), der in Regensburg im Kloster St. Emmeram lebte und sich als Historiker einen Namen gemacht hat. Insbesondere ist hier zu nennen sein Schriftchen über die Regensburger Judenverfolgung von 1519, die er zu rechtfertigen suchte; die Schrift ist auch hierher gelangt und vielleicht nicht ohne Einfluß gewesen auf die hiesigen Judengegner, besonders Teuschlein.

Humanistische Tendenzen wußten ebenfalls hier Eingang zu finden, wenigstens in den Kreisen der Jüngeren, die allerdings noch keinen Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse hatten; so tragen ihre Stilübungen einen privaten Charakter. Von einem Seydenschwanz hören wir, daß er „voll heißer Sehnsucht über die Berge nach Rom zog"; ob religiöse Beweggründe mit im Spiel waren, erfahren wir nicht; er kam dort ums Leben und sein Bruder Andreas, der in Leipzig studiert hatte und 1513 dort Baccalaurus geworden war, zog nun 1517 ebenfalls nach der ewigen Stadt um Nachforschungen nach seinem Bruder anzustellen; sie waren vergeblich — nicht einmal seine Ruhestätte konnte er ausfindig machen. In einem lateinischen „Totentanz" — auch seinem Namen gibt er der Zeitsitte entsprechend die lateinische Form Sericauda — schildert er nun des Todes Allgewalt mit reichlicher Anwendung klassischer Reminiszenzen und Anspielungen; noch meistert er das fremde Idiom nicht völlig und es fehlt nicht an grammatischen und metrischen Schnitzern; doch ermangelt er des Selbstgefühls nicht. — Auch Johannes Hornburg, der 1519 in Leipzig studierte, versuchte sich in dichterischer Produktion. Er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Anhängern der neuen humanistischen Richtung, wie Hegendorf und Althamer, für den er ein lateinisches Lobgedicht

*) Es ist betitelt „De caelitibus et sacris historiis". 1514 wurde es nochmals gedruckt.

auf Gundelfingen schrieb; auch trug er sich mit dem kühnen Plan eine „Johanneis" zu schreiben, in Versen natürlich, eine Aufzählung aller seiner berühmten Namensvettern. — Etwas später machte sich als Dichter und Schriftsteller einen Namen der Rothenburger Malerssohn Hieronymus Ziegler, insbesondere durch lateinische Dramen bliblischen Inhalts und als Herausgeber von Schriften Boccacios und des großen Geschichtsschreibers Aventin. Ziegler starb als Professor der Poetik 1562 in Ingolstadt. Als tüchtiger Gelehrter und Schulmann reiht sich an ihn Johannes Schrauff, der von 1559—1563 Rektor der Thomasschule in Leipzig war *).

Die humanistischen Interessen, das Studium der Alten, die dichterischen Spiele traten bald zurück hinter der großen und gewaltigen religiösen Aufrüttelung, die von Luther ausging. Für dessen Wirkung ist uns Hornburg ein lehrreiches Beispiel. In die Zeit seines Leipziger Aufenthalts fiel Luthers Disputation mit Eck (1519). Hornburg war unter den Zuhörern; Luthers Auftreten begeisterte ihn so, daß er Leipzig verließ und sich nach Wittenberg begab, wo er eifrigen, fast täglichen Verkehr mit Melanchthon pflog; daß er Luthers Predigten hören konnte, schätzte er als hohes Glück. Und wie auf Hornburg Luthers lebendige Rede und der persönliche Verkehr mit Meister Philippus, so wirkten auf andere die Schriften dieser Männer und ihrer Gesinnungsgenossen und Mithelfer, die sich bald in Drucken und Nachdrucken überall hin verbreiteten. Wir haben oben gehört, wie schon ein Exemplar der Luther'schen Thesen von 1517 dem Hauptprediger Teuschlein übersandt worden war. Teuschlein war ein eifriger und eindringender Leser; die Bücher seiner Bibliothek, die noch vorhanden sind, tragen samt und sonders die Spuren davon in Zusätzen, Randbemerkungen, Unterstreichungen, Lesezeichen. 1520 bemerkte er in einem Schreiben an den Rat: Fleißiges Lesen würde immer nötiger, als auch die Welt täglich scharfsinniger würde. Er verhielt sich jedoch nicht bloß rezeptiv, sondern entfaltete eine eifrige literarische Tätigkeit; schon als

*) Schrauff war in noch sehr jugendlichem Alter Lehrer an der Schule in Annaberg geworden. Als Melanchthon 1552 die dortige Schule besuchte, begrüßte ihn Schrauff bei seinem Eintritt mit griechischen Versen, wofür Melanchthon dankte mit den Worten: „Vicit me puer." (Der junge Mensch hat mich überwunden.)

Baccalaureus in Leipzig schrieb er 1505 Erläuterungen zu dem gebräuchlichen grammatischen Lehrbuch, dem Donat, für einen Verwandten; 1517 erschien als Frucht langjähriger Arbeit von ihm ein Realindex zu den Werken des Augustinus; ein gleicher Index zu den Werken des Hieronymus liegt handschriftlich in der Rothenburger Bibliothek. In seiner Bücherei befand sich auch eine ziemliche Anzahl reformatorischer Schriften; wenn er auch selbst sich an der Verabfassung ähnlicher Flugschriften nicht beteiligt hat, so haben doch seine Anhänger solche verfaßt. Ein Rothenburger Kürschner, Peter Reychart, der während des Bauernkriegs eine ziemliche Rolle spielte, ließ 1523 ein solches Schriftchen ausgehen, betitelt: „Ain cristenlich gesprech Büchlin vonn zwayen Weybern, Mit namen Margaretha Böhemin und Anna Kollerin, wie sy von dem wort gots geredt hand"; es wird darin die Rechtfertigung durch den Glauben behandelt. Auch Karlstadt ließ hier etliche Schriften drucken; befand sich doch unter den Anhängern der neuen Richtung auch ein Buchdrucker Kunz Kern, der erste Jünger der „schwarzen Kunst" in Rothenburg. Zu Karlstadts Verteidigung griff auch Valentin Ickelsamer, nachmals berühmt geworden als der Verfasser einer der ersten deutschen Grammatiken, zur Feder und veröffentlichte hier eine Flugschrift. Das sind gleichsam die Anfänge theologischer Literatur in Rothenburg. Nachmals ist gerade dieses Feld hier ausgiebig bebaut worden; nur das allerwichtigste davon kann hier angedeutet werden. Hornburg selbst schrieb ein leider verschollenes Büchlein über den Psalter, das Brenz bevorwortete. Der Apostel der Krainer, Primus Truber, der aus seiner Heimat vertrieben hier eine Unterkunft gefunden und seinen Hausstand begründet hatte, unternahm hier seine ersten Versuche, die slovenische Sprache, die bis dahin einer Druckschrift ermangelt hatte, in Buchstaben auszudrücken und stellte eine Übersetzung des Katechismus und eine Fibel her. Der fleißigste und unermüdlichste Schriftsteller auf theologischem Gebiet aber war der Superintendent Dr. Joh. Ludwig Hartmann (1640—1680). Er entstammte einer alten Theologenfamilie. Sein Urgroßvater Jakob Hartmann war von 1594—1627 Pfarrer in Wettringen, sein Großvater Joh. Hartmann Pfarrer in Rinderfeld und später in Rothenburg († 1634);

sein Vater — ebenso wie der Großvater mit dem Titel eines „Gekrönten Kaiserlichen Poeten“ ausgezeichnet — war Pfarrer in Lichtel, Schmerbach, Spielbach und schließlich an der Kirche zum Hl. Geist in der Stadt; er starb 1661. In Lichtel wurde ihm sein Sohn Joh. Ludwig geboren; der Knabe besuchte dann das Gymnasium in Rothenburg, ging als Student nach Wittenberg, erhielt im Alter von 20 Jahren die Pfarrei Spielbach, wurde 1662 zum Rektor des Rothenburgischen Gymnasiums bestimmt; 1665 wurde ihm die Superintendentenstelle übertragen; 1671 erwarb er sich in Tübingen die theologische Doktorwürde. Er starb am 18. Juli 1680. In der kurzen Spanne seines Lebens veröffentlichte Hartmann eine unglaubliche Fülle von Schriften und Traktaten; er verfaßte ein Pastorale Evangelicum, eine Anleitung zur Amtsführung für Geistliche, dann gab er zahlreiche Predigtsammlungen heraus, z. B. eine „Hertzpostill“, „Eyd- und Regimentspredigten“, „Kriegs- und Friedenspostille“. Von einer dieser Sammlungen sei der ganze Titel als besonders charakteristisch hergesetzt: „Hochzeitpredigten auf alle Fälle für junge und verwittibte Leut, dergleichen auf alle Fakultäten bey Copulation der Geistlichen, Ictorum,*) Medicorum, Apotheker, Balbierer, Bader, Färber, Gerber, Häffner, Kaufleut, Kutscher, Maurer, Metzger, Schmidt, Schneider, Weber, Zimmerleute usw. Sampt Warnungspredigten bey Copulation derer, die zuvor Unzucht getrieben cum decade contionum singularium“. Ferner gab er heraus ein „Hauß- und Kirchen-Kleinoth“ (ein Gebetbuch in 12 Teilen!), „Casual- und Miszellanpredigten von hitzigen Fiebern, Kopff-Krankheiten, erschröcklichen Todesfällen, Erdbidem, Feuersgefahr“. Das Erscheinen des Kometen von 1664 entlockte ihm einen „Himmlischen Bußprediger“. Daneben schrieb er noch polemische Werke zur Verteidigung der evangelischen Lehre, vollendete die von Ruelius begonnene Sammlung der Concilia illustrata, eine Geschichte der Kirchenversammlungen, schrieb Schulbücher für den theologischen, philosophischen und grammatischen Unterricht. Und endlich war er äußerst fruchtbar auf dem Gebiet der „Teufelliteratur“. Diese Teufelliteratur ist eine Fortbildung der „Narrenliteratur“, wie

---

*) Rechtsgelehrter. (Jurisconsultorum.)

sie am großartigsten in Sebastian Brants Narrenschiff zusammengefaßt ist. Seitdem Musculus mit seinem 1555 erschienen „Hosenteufel" für diese neue Art Literatur erfolgreich Bahn gebrochen hatte, erschienen bald viele andere „Teufel" auf dem Plan und schon 1569 konnte der Frankfurter Buchhändler Sigismund Feyerabend den ganzen höllischen Hofstaat in seinem „Theatrum diabolorum" paradieren lassen; 1587 erschien dann die zweite Auflage in zwei Foliobänden. Im 17. Jahrhundert erlebten die alten Teufelschriften, neu aufgeputzt, eine Art Auferstehung — und einer der rührigsten Arbeiter war hierin eben unser Superintendent Hartmann. Bei der Menge solcher „Teüfel", die er drucken ließ, ist es erklärlich, daß sie nicht lauter originale Schöpfungen sind, sondern sich bald enger, bald freier an die Schriften seiner Vorgänger anlehnen und diese, bald kürzend, bald erweiternd, überarbeiten. Auch sind die Schriften sozusagen alle über einen Leisten geschlagen, so daß die Disposition nach der Schablone geht: Des .... Teufels Natur, Censur und Kur, nach seiner Beschaffenheit Mannigfaltigkeit, Abscheulichkeit, Vermeidung · Notwendigkeit und Ausflucht Nichtigkeit. Nach diesem Muster hat Hartmann behandelt: den A la mode-Teufel den Lästerteufel, den Saufteufel samt Gesundheittrunck, den Tantz- und Präzedentzteufel, den Schmieralienteufel, den Undanksteufel, den Müssigangsteufel, den Schmeichel- und Fuchsschwanzteufel, den Eheteufel- und ferner, diesen Teufelbüchern in Anlage und Art gleichend, eine „Anatomia heutiger verkehrter Estatsleute", einen „Greuel des Segensprechens", „Neue Teufelstücklein", „Fluchspiegel", „Tugendspiegel und Lasterriegel" u. ä. Neben dem nötigen Ernst und Eifer zur Vermahnung läßt er's in diesen Büchern — es sind meistens kleine Sedezbändchen — auch nicht an Derbheit und wünschenswerter Deutlichkeit fehlen; das komische und groteske Element und der Bilderreichtum der Sprache, die sich mit Erfolg auch oft des Reimes und der Wortspiele bedient, gewinnen häufig in einer unser Gefühl fast verletzenden Weise die Oberhand. Aber: „sic est saeculum", „so liegt's im Geist der Zeit" konnte Hartmann zu seiner Rechtfertigung sagen. Ist doch sein Zeitgenosse der berühmte Abraham a Santa Clara! Nur so ließ sich „der verkehrten, bethörten, versehrten Welt" die Wahrheit sagen! Und daß die Welt

daran Gefallen hatte, zeigt die starke Nachfrage, die nach solcher literarischer Ware war. Für unsere Zeit sind diese — zum Teil sehr selten gewordenen — Schriften Hartmanns reiche Fundgruben zur Geschichte volkstümlicher Anschauungen in Sitte und Brauch.

An Fruchtbarkeit hat's ihm keiner unter unsern Theologen mehr gleichgetan — ich nenne von späteren nur seinen Sohn, den von 1703—1740 hier wirkenden Superintendenten Dr. Christoph Ludwig Hartmann, der einen Band „Höllenpredigten" veröffentlichte, und den Superintendenten Joh. Adam Lehmus (lebte 1707 bis 1788), der sich als geistlicher Dichter einen Namen machte, besonders durch ein „Gesangbuch aus Davids Psalmen" und die Sammlung „Jesus in 365 Oden und Liedern."

Neben die Theologen stellen wir billig dann die Mediziner hinsichtlich literarischer Tätigkeit. Da steht in erster Reihe Dr. Andreas Libavius, der 1591—1607 hier weilte. Geboren (um 1550?) zu Halle, wo er auch das Gymnasium besuchte, studierte er in Jena Philosophie und Medizin, erwarb sich die Würde eines Doktors und gekrönten Poeten, war seit 1588 Professor historiarum et poeseos zu Jena, bis er hierher einen Ruf erhielt. Hier in Rothenburg entstand seine „Alchemia" (1597 zu Frankfurt gedruckt), ein Werk, das „als das erste Lehrbuch der gesamten Chemie in jener Zeit betrachtet werden kann"; bereits 1606 erschien es in zweiter vermehrter Auflage. Daneben her ging seine „Alchymistische Praktik", eine Anleitung zur Arzneibereitung u. a. In der Geschichte der Chemie wird sein Name noch heute mit Auszeichnung genannt; man verdankt ihm eine Anzahl wichtiger Entdeckungen, so vor allem die des Zinnchlorids. Energisch bekämpfte Libavius auch allerlei Schwindel auf medizinischem Gebiet, so die Panacea des Georg vom Wald (Amwaldus), ein angebliches Geheim- und Allheilmittel, das der Erfinder marktschreierisch anpries. Auch sonst zieht Libavius gegen den Aberglauben auf medizinischem Gebiet kräftig zu Felde. Er war aber nicht bloß Arzt und Chemiker; als echter und rechter Polyhistor war er auch in anderen Sätteln gerecht; seine streitbare Natur bewährte er auf dem Gebiet der Theologie, auf dem es in jenen Jahren — sollte doch bald nachher die konfessionelle Spaltung und Zerrissenheit zum furchtbarsten Kriege führen — genug Tummel-

plätze für literarische Fehdelust gab; besonders bekämpfte er den Ingolstädter Jesuiten Jakob Gretser, den Lutheranerbezwinger und Ketzerhammer, wie ihn seine Ordensbrüder nannten. Auch ein Bändchen lateinischer Gedichte veröffentlichte der vielseitige Mann. Wie hoch er in der Schätzung seiner Zeitgenossen stand, zeigt der Nachruf eines Verehrers: in ihm hätten die Philosophen ihren Aristoteles verloren, die Theologen ihren besten Verbündeten, die Ärzte, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, ihren Hippokrates und endlich die Dichter ihren Virgil. — Andere Ärzte setzten ihre Federn in Bewegung, um dem Wildbad der Stadt größeren Zulauf zu verschaffen, so die Doctores Stieber und Weinlin in einem 1631 erschienenen „Philosophischen Bericht vom Wildbad“, oder Dr. Joh. Brebis in zwei Schriften von 1709 und 1732 oder Dr. Aug. Phil. Gesner in seiner „Natürlichen Geschichte des Wildbads“ von 1765; von diesen Schriften sind besonders die des Dr. Brebis gar kurzweilig zu lesen.

Auch an gelehrten Juristen und Schulmännern fehlte es nicht; unter ersteren ist vorab zu nennen Joh. Gg. Styrzel (1591—1668), aus Augsburg gebürtig, seit 1624 aber in Rothenburg ansässig, wo er bald in den Rat und schließlich auch zur Bürgermeisterwürde gelangte, von den Zeitgenossen viel bewundert als „rechtsbegründter Mann und weitberühmter Dichter“, — in Latein natürlich, — befreundet mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und in eifrigem literarischen Briefwechsel mit ihnen, z. B. mit Moscherosch, Schupp, Harsdörfer, Joh. Valentin Andreae, der in seiner Autobiographie Styrzels mit hohem Lob gedenkt, ihn als Polyhistor und eximius philologus preist. Auch Styrzels Zeitgenosse Gg. Chr. Walther erfreute sich eines guten Rufes als juristischer Schriftsteller. Unter den Schulmännern sind als Schriftsteller mit Auszeichnung hervorzuheben die Rektoren des Gymnasiums Elias Ehinger, den seine Zeitgenossen bewundernd „die wandelnde Kirchenväterbibliothek“ nannten, Johann Seyboth (1592—1693) und vor allem der schon in der Geschichte des Schulwesens ausführlich behandelte A. S. Gesner. —

In den Zeiten, in denen man
„mit Wohlbedacht
Nur latein'schen Vers gemacht“

fehlte es natürlich auch hier nicht an Männern, die sich des Ehrentitels eines Poeta laureatus Caesareus rühmen konnten. Der Titel war freilich im Laufe der Zeiten etwas in Mißkredit gekommen; die Verleihung der hohen Würde war von vielen „Pfalzgrafen“ als ein einträgliches Geschäft betrachtet worden, aber die liebe Eitelkeit freute sich doch der „geweihten drei Buchstaben“ (P. L. C.). Solche gekrönte Dichter waren hier Andreas Libavius, dann der Vater des Superintendenten Hartmann und dieser selbst, der Konrektor Ris, der Superintendent Zierlein, der obengenannte Rektor Seyboth, auch Styrzel und der Kantor Erasmus Widmann, eine ganze Plejade für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Den prächtigsten Tummelplatz für ihre Musenrößlein fanden alle diese Poeten auf dem Felde der Gelegenheitsdichtung: ließ man doch keinen Anlaß im politischen und bürgerlichen Leben so leicht vorübergehen, ohne ihm ein Carmen zu widmen. Die Rats- und Bürgermeisterwahlen, die Hochzeiten ganz besonders und die Leichenbegängnisse — all dies bot willkommene Gelegenheit zu dichterischen Ergüssen, die bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts vielfach noch lateinisch gehalten sind; später gewann allerdings die „deutsche Poeterey“ hier die Oberhand.

Diese gelehrte Gelegenheitsdichtung ist nun freilich Stubengewächs im wahrsten Sinn des Wortes; aber es fehlt daneben nicht an Regungen volkstümlicher Dichtung, an volksliedartigen Erzeugnissen, in denen irgend ein dichterisch veranlagter Handwerksmann die öffentliche Meinung über Zeitereignisse zum Ausdruck bringt. So hat der Beckenknecht Peter Weiglein die Erstürmung des festen Schlosses Ingelstatt durch die Rothenburger besungen, so Kunz Haas anläßlich der Judenvertreibung von 1519/20 die Wundertaten, die die reine Maria vollbrachte; so hat das jämmerliche und blutige Ende des „Bauernrummels“ ein Lied veranlaßt, dessen Schlußzeilen in prophetischem Zorn eine Stunde der Abrechnung verkünden. Und wie lustig weiß das „Weberlied im Ton des Lindenschmids“ *) vom Jahre 1604 uns das Schlemmen und Demmen der Weber zu schildern, die

*) Eines der beliebtesten Volkslieder des 16. Jahrhunderts. S. Liliencron. Deutsches Leben im Volkslied (Kürschner, Deutsche National-Literatur Bd. 13) S. 52.

in der Hoffnung auf den reichen Gewinn, den die neu aufzurichtende Handwerksordnung ihnen bringen soll, im voraus 700 fl vertun, denen der landesübliche „Schiller" zu gering ist; — es muß ein „Grüner" sein; — die mit Weib und Kind sich vollsaufen und Lerchen essen, „einß auf ein bißen"

„sie namen die gebraten Vögelein
Und schobens in ihr Meuler hinein",

unbesorgt um die künftige Zahlung — bis letztlich das Ende mit Schrecken kommt: Geld- und Thurmstrafe! Auch die „holdselige Kunst des Meistergesangs" fand hier Pflege; 1556 taten vier Männer mit Erlaubnis des Rats sich zusammen, um eine Singschule aufzurichten; ein Bäcker, ein Schuster, ein Schreiner und ein Kürschner, zwei davon allerdings erst hier eingewandert. Ob freilich ihr Unternehmen sonderlich gedieh, wissen wir nicht. Aber die Lust zu dichterischer Betätigung braucht keinen zunftmäßigen Zusammenschluß; sie kann auch ohne diesen gedeihen; die Betrachtung eigenen Schicksals, Umschau im Leben und Treiben der Mitmenschen, das doch zu guterletzt unter einem Höheren steht, bieten dem Nachdenken auch eines einfachen Mannes Stoff genug —; und wenn er versucht ihn in gebundner Rede zu gestalten, so sind seine besten Vorbilder die Lieder des Gesangbuches; in diesem Sinn hat zur Lehre der Jungen sein und andrer Schicksal „entworfen und poesirt" der Rotenburgische Burger und Walker zu Detwang Joh. Wolfg. Scheu, der 1793 ein Bändchen Gedichte erscheinen ließ, die Zufriedenheit und Genügsamkeit und stille Beschaulichkeit predigen.

Wenn das „historische" Volkslied aus der Stimmung des Augenblicks geboren ist und oft auch nur dem Augenblick dienen will, so suchen die Chronisten eine Wirkung auf längere Zeit und rechnen auf den Dank kommender Geschlechter; sie kehren ein in der Vergangenheit und greifen zurück bis auf die fernsten Zeiten, um dann weiterhin von Aufnahme und Wachstum der Stadt zu berichten und ihren wechselnden Geschicken im Wandel der Zeiten nachzugehen. Solche Pflege der Heimatsgeschichte hat auch hier treffliche Vertreter gefunden. Mittelalterliche Chroniken freilich sind uns keine erhalten; die ältesten Aufzeichnungen aus und über Rothenburgs Geschichte

stammen erst aus der Zeit nach 1525; es sind des Stadtschreibers Thomas Zweifel Schrift über den Bauernkrieg und die Chronik des Franziskaners Michael Eisenhart. Zweifel schreibt als unbedingter Anhänger des bestehenden Stadtregiments und als entschiedener Gegner der ganzen Bewegung. Trotz dieser tendenziösen Stellungnahme ist seine Arbeit sehr wertvoll; stand ihm doch kraft seines Amtes das Archiv offen; auch hat er sein Werk planmäßig angelegt und geschickt aufgebaut, so daß er ein deutliches, ansprechendes und farbenreiches Bild jener bewegten Zeit gibt. Die Chronik seines Zeit- und Gesinnungsgenossen Eisenhart, ein Werk großen Fleißes, beginnt mit dem Jahre 911 und führt bis 1536, in ihren einzelnen Teilen sehr verschieden, bald pragmatisch geordnet, bald nur chronistisch aneinander gereiht, vom Autor immer wieder mit Zusätzen und Verbesserungen bedacht. Auch von dem Bürgermeister (1525) Bonifazius Wernizer († i. J. 1546) rührt eine Chronik her, die aber nicht allzuviel Selbständigkeit verrät. Im Jahre 1557 erschien hier der bekannte Kaspar Bruschius, ein eifriger Forscher auf dem Gebiet der Geschichte der Klöster und Bistümer; er erbot sich dem Rat gegenüber „der Stadt und derselben Clöster alte Historia und Monumenta“ zu beschreiben.“ Doch die Hoffnung auf eine im zierlichem Latein verfaßte, mit wohlklingenden Versen geschmückte Historia zerrann in nichts; der fahrende Historikus fand auf der Weiterreise von hier nach Windsheim im Schlingenbach durch Meuchelmord ein jähes Ende. Ausläufer solcher humanistischer Geschichtsschreibung aber haben wir in manchen lateinischen Reden, wie sie die Rektoren des Gymnasiums bei Schulfeiern hielten. Doch kehren wir wieder zu den Chroniken zurück! Aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts stammt die Arbeit des David Wolleber aus Schorndorf, dürftig im Inhalt und durchsetzt mit Phantastereien — aber äußerlich ein Prunk- und Prachtwerk, zierlich auf Pergament geschrieben und mit Wappen und Bildnissen geschmückt; dies schmucke Äußere hat es wohl auch mit sich gebracht, daß gerade dies Werk der Ehre gewürdigt wurde dem Reichsarchiv einverleibt zu werden. Sehr vorteilhaft sticht von ihm ab die Chronik des Notarius und Registrators Gottfried Rösch (1576—1641), besonders wichtig da, wo er als Augenzeuge über die Schicksale der

Stadt im 30 jährigen Krieg berichtet; hierin ihm an Bedeutung gleich die Chronik des Seb. Dehner, der 1638 bis 1674 Präzeptor an der Lateinschule war. Ein Teil seiner Arbeit ist soeben in einem Neudruck erschienen.*) Auch der nach der Zerstörung Magdeburgs hier eingewanderte Nikolaus Göttling (1655 hier Bürgermeister) verfaßte eine Art Chronik, die in 12 Kapiteln behandelt: Ursprung, Privilegien und Freiheiten, Regiment, Religion, Kirchen- und Schulwesen der Stadt, Bürgerrecht und Bürgerschaft, Gebiet, Schlösser und Geschlechter, Statuten, Rechte, Polizeiwesen und Edikte usw.; es ist die letzte Chronik, die selbständigen Wert beanspruchen kann, da die später entstandenen nur den Wert von Kompilationen aus den früheren haben. Eine eigenartige Stellung neben den Chroniken nehmen die „Annales" des Archivars und Rechtskonsulenten Joh. Adam Erhard (1661—1718) ein; sie umfassen die Zeit von 1172—1500, eine Art Regesten zur Rothenburger Geschichte. Neben diesen zusammenfassenden Werken sind dann noch solche zu erwähnen, die nur Ausschnitte geben, so insbesondere die Schriften des Rektors A. G. Gesner zur Schulgeschichte und die seines Nachfolgers J. Gg. Lehmus zur Kirchengeschichte Rothenburgs vor und bei Einführung der Reformation. Noch kurz vor dem Ende der Reichsstadtherrlichkeit, im Jahre 1798 unternahm der letzte Sproß eines alten Patriziergeschlechts J. D. W. von Winterbach den Versuch einer Gesamtdarstellung der Geschichte seiner Vaterstadt; doch kam er damals über den ersten Teil, der bis 1544 reicht, nicht hinaus**); zum Druck des zweiten politischen Teils versagte der Magistrat seine Einwilligung. Dieser Überblick über die Pflege, welche der Ortsgeschichte im alten Rothenburg zuteil ward, dürfte aber zeigen, daß ein lebhaftes Interesse für die Lokalgeschichte vorhanden war; dies bezeugen uns auch die vielen noch vorhandenen Abschriften der alten Chroniken, die von ihren Besitzern immer als ein kostbares und wertvolles Gut beachtet und treulich behütet wurden.

Wie sehr der Rat auch sonst die Pflege der Wissenschaft unterstützte, mag ein kurzer Blick auf die Geschichte

*) S. das Verzeichnis der benützten Hilfsmittel.

**) Seine Geschichte der Stadt R. in 2 Teilen erschienen 1826/27.

der öffentlichen Bibliothek lehren. Sie verdankt ihre Anlegung wohl der Fürsorge des Bürgermeisters Joh. Hornburg; ihr Ursprung geht auf das Jahr 1537 zurück; ihren Grundstock bildete die vom Rat angekaufte, nicht unansehnliche Bibliothek des 1525 enthaupteten Dr. Teuschlin; dazu kamen dann die Bestände der aufgehobenen Klöster. Unter Andreas Libavius fand die Bibliothek Aufstellung in der (1811 abgebrochenen) Michaelskapelle. 1612 erhielt der Rektor Ehinger die Aufsicht über die Bücherei; dies Amt verblieb seitdem dem Rektor des Gymnasiums. Aus Stiftungsmitteln und durch Schenkungen wurde die Bibliothek reichlich vermehrt; besonders hervorgehoben sei die Schenkung des markgräflich Brandenburgischen Kanzlers Georg Vogler, der durch Testament die Stadt zur Erbin seiner Büchersammlung einsetzte; darunter befand sich als schönster und wertvollster Teil eine Anzahl Bände mit reformationszeitlichen Einzelschriften (gegen 1000 Nummern!). Da in der Michaelskapelle auch die Sitzungen des Konsistoriums stattfanden und die Bibliothek insbesondere zum Gebrauch der Geistlichen und Lehrer des Gymnasiums bestimmt war, führte sie den Namen „Konsistorialbibliothek". Von den Verwaltern der Bibliothek sorgten besonders die Rektoren Gesner und Lehmus für Zuwachs und wußten Mittel für Ankäufe flüssig zu machen. Leider ist ein Teil der Bücher, darunter einige sehr seltene Stücke bei der Transferierung ins Gymnasium, die nach dem Abbruch der Michaelskapelle stattfand, verloren gegangen. Außerdem bestand in der Stadt noch eine „Ratsbibliothek", über 800 Bände meist juristischen und historischen Inhalts, die im Konsulenten- und Konferenzzimmer des Rathauses aufgestellt war.

Eine erfreuliche Teilnahme zeigte sich auch stets für die edle Musika. Der Rat hielt etwas auf eine gute Stadtmusik. Der Posten des Stadtmusikus war nicht allzu einträglich; doch konnte er seinen Mann nähren, zumal seine Inhaber stets eifrig darauf bedacht waren, sich alle Konkurrenz vom Leibe zu halten, auch die von solchen Musikanten, die im Stadtgebiet ansässig waren; und wenn sie mit Suppliken und submissesten Bittschriften beim Rat nichts gegen „diese Brettleinsgeiger, Bierfiedler und Winkelpfeifer" ausrichten konnten, so wußten sie sich wohl auch selbst zu helfen. Daß aber die Herren Stadt-

musici natürlich einen Ruf nach auswärts, besonders zu vornehmen Hochzeiten annahmen, ist selbstverständlich. Zu ihren dienstlichen Obliegenheiten gehörte auch das Turmblasen; die schöne Sitte, dies Stücklein „geistliche Gassenmusik“, wie es Riehl nennt, hat sich in Rothenburg bis auf den heutigen Tag erhalten. Eine Stadtmusikantenfamilie von Ruf war die der Zahn, die seit 1691, wo der erste dieses Namens aus Künzelsau eingewandert war, dies Amt mehrere Generationen hindurch bekleideten. Von den letzten drei Sprossen des Geschlechts war einer Kammermusikus in Ungarn, der andere gelangte gar nach St. Petersburg, wo er sich der Gunst Katharinas II. zu erfreuen hatte. Er war ein Meister „auf der Fagotte, welches unscheinbare Stück Holz er wider die Bestimmung des ersten Erfinders zu einer noch nicht erhörten Höhe gebracht und damit empfindsame Herzen zu Thränen und Freuden gerührt.“ 1780 in die Heimat zurückgekehrt, fand er bei einer Treibjagd 1784 durch einen ungeschickten Schützen den Tod; rührend naiv beklagt dies die Inschrift seines Grabes (die Platte jetzt an der Detwanger Kirchenmauer):

„Was hilft dich all dein Ruhm, dein Reichtum, Kunst und Ehr?
Durch einen Unglücksschuß bist du nun nimmer mehr.“

Unter den Rothenburger Stadtkantoren ist die glänzendste Erscheinung Erasmus Widmann, der von 1614—1634 hier wirkte. Er war von Schwäbisch-Hall gebürtig (1573); schon in jungen Jahren führte ihn das Schicksal in die Fremde; im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts finden wir ihn in Graz als „bestellten Organisten und Musikus“ an der Stiftskirche; durch die Gegenreformation von dort vertrieben, versah er bis 1602 in Hall den Kantorendienst, nahm dann eine Kapellmeister- und Präzeptorstelle in Weickersheim an, bis ihn 1614 der Rothenburger Rat als Kantor und Präzeptor berief. Das Künstlers freier und leichter Sinn vertrug sich aber schlecht mit Schularbeit und Stundenzwang; auch riß ihn sein hitziges Temperament oft zum Übermaß hin im Strafen. Seinen Wahlspruch, der das berüchtigte Kleeblatt „Musica, nympha, merum“ (Gesang, Weib und Wein) nennt, hat er nicht bloß zum Schein gehabt; wir

hören, daß er in lustiger Gesellschaft auf der Trinkstube sein Geld verspielte und statt in dumpfer Schulstube den bösen Knaben Solfeggien einzuüben lieber auf den lustigen Lerchen- und Wachtelfang auszog und dabei seinen musikalischen Gedanken nachhing. Der Rat entledigte ihn auch schließlich des Schuldienstes, so daß er nur noch Kantor und Organist war. Als Komponist war Widmann ungemein tätig; auch die Texte zu seinen Kompositionen schuf er meist selber; war er doch „Gekrönter Kaiserlicher Poet". Seine deutschen Verse klingen allerdings recht hart und ungeleckt; besser liest sich das Latein des Poeta laureatus. Seine Werke sind geistlichen und weltlichen Inhalts; aber auch die Zeitereignisse begeisterten ihn zu Schöpfungen in Wort und Ton; so schrieb er, nachdem 1619 in Rothenburg ein Unionstag stattgefunden hatte, einen „Auffzug vom Kampf und Streyt zwischen Concordia und Discordia" eine eindringliche Mahnung zur Einigkeit, ein Werk von reichem musikalischen Gehalt und prächtigen Melodien; dann widmete er 1633 dem Gedächtnis Gustav Adolfs „Heldengesäng". Welch reiche musikalische Schätze Widmann hinterließ, wird die in Angriff genommene Herausgabe einer Auswahl aus seinen Werken lehren.*) Unter Widmanns Nachfolgern ist dann als bedeutender Kirchenmusiker zu nennen Georg Falk, auch theoretisch schriftstellerisch tätig in seiner „Idea boni cantoris (1688) und Franz Vollrat Buttstett († 1814, im 79. Lebensjahr), von dessen Kompositionen allerdings nur wenig im Druck erschien, dessen Werke aber von Kennern neben die bedeutendsten Tonsätze jener Zeit gestellt werden. Ein schöner Beweis für das Selbstbewußtsein und den berechtigten Stolz des Künstlers ist es, daß ihn das Angebot eines Bettellohns für 12 Orgelfugen seitens eines Verlegers derart erbitterte, daß er die ganze mühsame Arbeit den Flammen überantwortete mit dem Gelübde nichts mehr drucken zu lassen.

An theatralischen Vorführungen fehlte es im alten Rothenburg ebenfalls nicht; aus der Zeit um 1400 hören wir von kirchlichen Aufführungen; es sind noch Bruchstücke eines Dreikönigsspiels erhalten; auch an Fronleich-

*) Sie wird in den „Denkmälern der Bayerischen Tonkunst" erscheinen, besorgt von Musikdirektor Ernst Schmidt.



Schäfertanz um den Herterich-Brunnen

nam fand ein solches Spiel statt. Von der Darbietung weltlicher Schauspiele vernehmen wir erst später. Es sind zwar meistens fremde „Compagnien“ oder „Societates“, auch „englische Komödianten“ in früherer Zeit, die Stücke zur Aufführung bringen; doch finden sich im Anfang des 17. Jahrhunderts auch Aufführungen durch Bürger erwähnt, so eine „Comoedia von der Zerstörung Trojas“; auch die Schulkomödien scheinen zeitweise großen Anklang gefunden zu haben — der Superintendent Hartmann hat allerdings einmal die Erlaubnis zur Aufführung einer solchen verweigert, mit dem Bedeuten: „Gott werde wohl bald eine Tragödie schicken“ —. Den fahrenden Schauspielern ward zu ihren Vorstellungen für gewöhnlich das „Fleischhaus“ eingeräumt, in besondren Fällen auch ein Platz im Rathaus; die Gunst eines hohen Rates erbettelten die Direktoren dieser Wandertruppen in allersubmissesten Schreiben, brachten auch wohl in Prologen und Epilogen den Hochwohlweisen und Gestrengen eine ganz besondere Huldigung dar. Ein prächtiges Stücklein solcher Art ist auch erhalten geblieben; es stammt aus dem Jahre 1742 und ist betitelt: „Historische und Poetische Nachricht vom Ritterthum, Herrlichkeit und Gerechtigkeit der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber; in einem Comischen Prologo“; der alte Barbarossa tritt auf, um sein Rothenburg, das er im Leben so geliebt, wieder zu sehen und nach seinen Schicksalen sich zu erkunden; der Götterbothe Mercurius führt ihm nun das Altertum, den Segen, die Tapferkeit, die Klugheit, die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit vor, die alle die Stadt überschwänglich preisen*) und schließlich im Chorus mit einem „Vivat, vivat, Innerer und äußerer Rat, Vivat, vivat die ganze Stadt“ unter Trompeten- und Paukenschall schließen. — Ein Gratistheater und eine wohlfeile Volksbelustigung gab häufig auch das Erscheinen fahrender Ärzte, die auch ihr „Theatrum“ aufschlugen und Narren und Possenreißer bei sich hatten; so wird ein solcher 1628 erwähnt (als „Schambutaschi“ bezeichnet, Jean Potage, komische Figur); auch 1667 und 1671 hören wir von solchen wandernde Äskulapusjüngern,

*) Das schönste Pröbchen „lokalhistorischer Ruhmredigkeit“ ist es wohl, wenn der Verfasser des Prologs sogar den Namen des Rotbarts eskamotieren will; man habe die Abbreviatur „Rotenb.“ gelesen „Rotenbart“, da es doch „Rotenburger“ heißen sollte!

deren einer zwei Wägen und zehn Diener hatte; „hat viel Lustspiel und Gaukelpossen durch sein Pickelhering und Kortisan getrieben.“

An solchen Darbietungen konnte der große Haufe sich erlustieren; sonst suchte er seine Erholung Sonntags hauptsächlich in den Biergärten und beim Kegelspiel; eine Abwechslung boten Schützenfeste und die Musterungen der Bürgerkompagnien. Vor allem aber ist eines lange bestandenen volkstümlichen Festes hier Erwähnung zu tun: des Schäfertanzes. Wir hörten oben schon, wie man diesen Brauch mit der Entdeckung der von den Juden zum Verderben der Stadt angezettelten Verschwörung zusammenbrachte. Über den Verlauf des Festes erzählen die Chronisten: Am Dienstag nach Bartholomaei (24. Aug.) kommen jährlich*) die Schäfer auf drei Meilen Weges im Umkreis in Rothenburg zusammen; sie ziehen aus dem Wirtshaus zum Lamm, ihrer am Markt gelegenen Herberge, in Prozession zur St. Wolfgangskirche, unter Vorantritt eines Sackpfeifers und eines Schalmeibläsers, denen zwei Stadtknechte mit weißen Stäben vorangehen. Ein Mitglied des Rates geht im Zug mit, geleitet von den beiden ältesten Schäfern, darauf folgen die Männer, die Söhne und Schafknechte paarweise mit Kränzen auf den Hüten, hernach die Weiber, Töchter und Mägde, ebenfalls bekränzt wie bei einer Hochzeit. Nach dem feierlichen Gottesdienst geht's wieder in die Herberge. Des Abends tanzen sie etliche Stunden auf dem Markt; kein Handwerksbursch darf mittanzen, er setze denn ein Schäfermützlein auf; sonst wird er auf einer Stange an den Hertrichbrunnen getragen und in dessen Kasten geworfen. Am zweiten Tag ziehen die Jüngeren von ihrer Herberge aus ins Spital hinaus, wo ihnen der Spitalmeister Weck und Wein auffetzt; sie bleiben etwa zwei Stunden draußen, tanzen mit Sackpfeifen und Schalmeien wieder herein; die Älteren gehen hinterher. Die Schäferknechte und Söhne gehen mit ihrer Musik auf den Rathausturm, tanzen um den Kranz und werfen Äpfel, Birnen, Nüsse herunter, um die sich drunten die Buben raufen. Dann folgen ein paar Reihentänze auf dem Tanzhaus und auf dem Markt, das Mahl in der Herberge

*) Später traten oft lange Pausen, bis zu 7 und mehr Jahren, ein.

und abends wieder ein Tanz auf dem Markt. Am dritten Tag kommt der Hauptspaß: eine Gans wird von einem Schäfer an einem Stricklein aus der Herberge zu dem Röhrenbrunnen auf dem Viehmarkt (Herrengasse), dreimal um den Brunnen herum und dann zum Herterichbrunnen geführt, um den sie ebenfalls dreimal geführt wird, wobei ihr jedesmal aus einem silbernen Becher gehörig Wein in den Schnabel eingegossen wird, davon sie toll und voll wird. Vom Brunnen weg wird dann die Gans mitten auf den Markt geführt; ein Schäfersknecht, der etwas verschuldet hat, muß ihr dort mit einem Hieb den Kopf abschlagen; die Zuschauer, junges Gesind, Mägdlein und Buben, die aus allen Gassen herzuströmen, bilden dabei einen Kreis. Gerät der Hieb, so geht's mit Jauchzen und Springen wieder ins Wirtshaus; mißlingt er aber, so wird der Gänsköpfer auf eine Stange gesetzt, mit Schäfermusik dreimal um den Brunnen getragen, hineingeworfen und dreimal untergetaucht und dann patschnaß unter dem Hallo der Zuschauer ins Wirtshaus getragen, wo's nun ans Essen und Trinken geht. Am vierten Tag wird mit dem Wirt abgerechnet, die Zeche bezahlt nud jeder zieht wieder heim. Die Zeche belief sich, zumal später die Zahl der Musikanten stieg und zu den Mahlzeiten Ehrengäste eingeladen wurden, ziemlich hoch, z. B. 1776 auf 460 fl.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf Entwickelung und Pflege der Baukunst und der bildenden Künste in der alten Reichsstadt! Rothenburgs öffentliche Bauten, diese stolzen Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit, sind uns heute noch ein lebendiges Zeugnis, wie die Gemeinde ihrer wachsenden Macht, ihrem Wohlstand und Reichtum durch stattliche und künstlerisch ausgeführte Bauwerke Ausdruck zu geben suchte. Freilich fehlen uns vielfach gerade für die älteste Baugeschichte notwendige Anhaltspunkte. Das älteste Rathaus der Stadt ward schon im Jahre 1240 ein Raub der Flammen; erhalten blieb in seiner ursprünglichen Art nur das Erdgeschoß, ein weites, durch die ganze Tiefe des Gebäudes reichendes, von mächtigen Steinpfeilern getragenes Gewölbe. 1250 wurde dann das „alte" Rathaus erbaut mit seinem mächtig aufragenden Turm, von dem ein Wächter nach nahenden Feinden oder Feuersgefahr auslugte. Das Hauptstück dieses Rathauses bildete der

große Saal, „Kaiserſaal“ genannt. — Im Beginn des 14. Jahrhunderts erſtand als öffentliches Bauwerk die merkwürdige „Doppelbrücke“; gegen ſein Ende (1373) ward mit dem Bau der Jakobskirche begonnen, aus deren Baugeſchichte wir oben das wichtigſte bereits mitgeteilt haben. Am regſten und eifrigſten entfaltete ſich aber hier die Bautätigkeit im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, das für Rothenburg eine ſpäte, aber herrliche Blüte der Renaiſſance brachte. Und gerade die prächtigſten Schöpfungen jener Zeit ſind es, die einem einheimiſchen Künſtler ihr Daſein verdanken, einem Mann, deſſen Name lange Zeit unverdienterweiſe in der Nacht der Vergeſſenheit begraben war. Es iſt das Verdienſt des Nürnberger Stadtbaumeiſters Häffner, eines geborenen Rothenburgers, zuerſt wieder auf die Bedeutung und reiche Tätigkeit des Meiſters hingewieſen zu haben *), der ſeiner Vaterſtadt ſo Großes und Herrliches geſchenkt hat, des Stadtbaumeiſters Leonhard Weidmann (zirka 1540—1607). Weidmann, nach längeren Wanderjahren in ſächſiſchen und brandenburgiſchen Landen in ſeine Heimat zurückgekehrt, taucht 1572 zuerſt in den Rechnungsbüchern auf und aus den in dieſen befindlichen Einträgen kann erſchloſſen werden, daß er durch Verfertigung eines Modells „der geiſtige Urheber des neuen Renaiſſancebaues des Rathauſes“ iſt, wenn ihm auch, vielleicht wegen ſeiner Jugend, die Bauleitung nicht übertragen wurde; für den Anfang hatte dieſe der Nürnberger Stadtbaumeiſter Wolf Löſcher aus Plauen — ſein Monogramm WL gab den Anlaß zur Verkennung des Weidmannſchen LW —; dann übernahm ſie Hans Hellwag aus Annaberg bis zur Vollendung des Baues, während Weidmann zu dem Bau verſchiedene Arbeiten fertigte, ſo den Adler und das Stadtwappen, die den ſüdlichen Giebel krönende Ritterfigur, das Portal des Treppenturms, lauter Schmuckſtücke des Baues, von ihm entworfen und ausgeführt. Von Weidmann ſtammt auch das prächtige, jetzt leider von Steinfraß ſo arg mitgenommene Portal im Rathaushof, die Eingangstüre zum Kaiſerſaal, ſowie in dieſem Saal die Gerichtsſchranken und der Sitz des Reichsrichters aus dem Jahre 1591. Iſt

*) S. jetzt beſ. Häffners Aufſatz im Jahresbericht des Vereins „Alt-Rothenburg“ für 1913.

Weidmann beim Rathausbau, wenn auch in hervorragender Weise, nur mitbeteiligt, so ist dagegen der in den Jahren 1574/78 aufgeführte Bau des Hospitals zum Heiligen Geist vollständig eine Schöpfung des Meisters, der nicht nur den Plan des Ganzen entwarf, sondern auch einzelne Teile eigenhändig ausarbeitete. Ein mit besonderer Liebe und Begeisterung ausgeführtes Prunkstück des Baues ist die im ersten Stock befindliche Pflegerstube. Unter Berufung auf die künstlerische Tat, die er mit diesem Bauwerk vollbracht hatte, forderte und erhielt Weidmann nun im Jahre 1579 die Stelle eines Stadtbaumeisters. Als solcher entfaltet er nun eine weitreichende Tätigkeit; so schuf er die 1586 vollendete Bastei des Spitaltors nebst dem äußersten Torbogen und war daneben mit verschiedenen kleineren Arbeiten beschäftigt. Dem wackeren Künstler, der in einem Schreiben an den Rat sich rühmen konnte, eingezogen und mäßig zu leben, wurde die geringe Besoldung, die er bis dahin bezogen hatte, vom Rat um ein weniges erhöht — eine Aufbesserung, die uns freilich eher für einen Handwerker als für einen Künstler schicklich dünkt. (Die Jahresbesoldung betrug statt 18 nunmehr 20 fl. und der Taglohn für Sommer und Winter 15 Kr.!) Gelegenheit zur Entfaltung größerer künstlerischer Tätigkeit fand dann Weidmann wieder in den Jahren 1589/92 beim Neubau des reichsstädtischen Gymnasiums, das nach seinen Plänen und unter seiner Leitung entstand. Auch hier sind Einzelheiten aus seiner eigenen Werkstatt hervorgegangen, so die Seitenportale, die im zweiten Stock des Gebäudes befindlichen Vorkamine (zum Teil jetzt schwer beschädigt); auch die Ausführung der zwei mächtigen hervorragenden Giebel übernahm er. Gleichzeitig entstand 1591 die anmutendste und zierlichste unter allen seinen Schöpfungen, das stimmungsvolle „Hegereiterhäuschen“ mit seinem riesigen Zeltdach und dem runden Treppentürmchen im Spitalhof. 1596 wurden die Wachthäuschen am Burgtor von ihm gebaut; danebenher gingen noch allerlei kleinere Arbeiten für die Gemeinde. Unter den Privatbauten jener Zeit steht in erster Linie das 1596 erbaute „Baumeisterhaus“, würdevoll nach seiner äußeren Erscheinung und doch bürgerlich behaglich, in Grundriß und Aufbau mit fühlbarem, italienischem Einschlag; auch an diesem Werk hat Weidmann sicherlich einen starken Anteil gehabt. So hat der hochbegabte



Baumeister Leonh. Weidmann

Künstler seiner Vaterstadt so viele glänzende Schöpfungen geschenkt, die seinem Nachrufe Dauer verbürgen. — Auch manches andere der Rothenburger Patrizierhäuser hat in jenen Zeiten sein charakteristisches Gepräge gewonnen — und vieles dürfen wir wohl auf Rechnung einheimischer Künstler setzen, wenn uns auch urkundliche Nachweise fehlen. Sie stellen dem Geschmack und Kunstverständnis ihrer früheren Besitzer kein schlechtes Zeugnis aus, diese ehemaligen Herrenhäuser mit ihren lauschigen Höfen und den von Efeu und wildem Wein umrankten Galerien, den wohlgepflegten Gärten mit den alten Taxusbäumen; in ihrem Innern finden sich die geräumigen, säulengetragenen Tennen, neben den Wohnräumen stattliche Säle, die zu Familienfesten dienten; so mancher dieser Säle wies reichen Schmuck auf in Stuck und gemalten Decken und Vertäfelung. Leider ist gerade das schönste Kleinod dieser Art verschwunden: ein Prachtsaal, der den Vergleich aufnehmen konnte mit dem bekannten Hirschvogelsaal in Nürnberg, dem Werk des Nürnberger Meisters Peter Flötner, dem auch die Arbeit dieses Rothenburger Saales zugeschrieben wird. Erwähnung verdient auch, daß in jenem Zeitabschnitt die Stadt ihre schönen Zierbrunnen erhielt, deren bekanntester der reich ornamentierte Hertrichsbrunnen am Markt ist.

Und wie stand es in der Stadt, die heute das Wanderziel so vieler Maler ist, um die Jünger der Lukasgilde? Am Hofe Ferdinands von Neapel (1458 bis 1494) findet sich genannt ein Hofmaler Joachim de Gigantibus Rotenburgensis. Wüßten wir nur, ob er mit unserem Rothenburg etwas zu tun hat!*) Was in den Kirchen der Stadt an besseren Werken zu finden ist, stammt von auswärtigen Künstlern; so ist der Hauptaltar der Wolfgangskirche ein Werk des Bartholomaeus Zeitblom, der „Zwölfbotenaltar“ in der Jakobskirche ein Werk Friedrich Herlins, der allerdings einige Jahre hier lebte (um 1464—66), bis er von hier nach Nördlingen zog. Auch die kostbaren Werke der Bildschnitzerei, deren sich Rothenburg rühmen kann, sind kein Erzeugnis eines Einheimischen; der Blutaltar in der Jakobskirche und

*) Er hieß jedenfalls Ries oder Riese; doch findet sich eine — aus Augsburg stammende — Familie Ries hier erst im 16. Jahrhundert. —

der Altar in Detwang entstammen dem Würzburger Meister Tilman Riemenschneider. Von den Werken der Bildhauerkunst, z. B. dem trefflichen Liborius in der Franziskanerkirche oder dem Ölberg an der Jakobskirche, sind uns die Meister nicht bekannt. — Jedenfalls, das dürfen wir ruhig sagen, haben die Rothenburger Ratsherrn Sinn und Verständnis für die bildenden Künste gehabt; zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren in der Jakobskirche noch an Skulpturen und Gemälden vorhanden 400 Bildwerke und im Rathaus befand sich eine reiche Sammlung wertvoller Gemälde und Schätze des Kunsthandwerks — das meiste davon verschwand beim Aufhören der Selbständigkeit der Stadt.

Ein Glück, daß ihr das nicht geraubt werden konnte, was sie uns heute so lieb und wert macht: ihre köstliche Eigenart, der herrliche Schatz der Vergangenheit, den sie durch der Jahrhunderte Wandel gerettet und bewahrt hat. Was auch an Stürmen und schweren Zeiten über sie dahingebraust ist, sie hat allen Nöten getrotzt; nach schwarzen, dunklen Unglücksnächten hat doch die goldene Sonne ihr wieder gelacht, wie der alte Vers es besagt:

Lux rediit; rutilae ut laetantur lumine turres!

(Tag ward's wieder; wie freut die Rote Burg sich des Lichtes!)

Und so scheiden wir denn von ihrer Vergangenheit mit dem Wunsch, daß ihrer Zukunft allzeit heller Sonnenschein beschert sein möge. —



Entwicklung der Stadt.

I. Nr. 1—12 Ursprüngliche Stadt — 1204. Älteste Stadtmauer: Nr. 1 Johannistor (abgebr.) — 2 Inneres Rödertor — 3 Weißer Torturm — 4 Blauer Torturm (abgebr.). Weiterer Verlauf bis 1 Johannistor unbestimmt: entweder in der Richtung der ..... Linie oder wahrscheinlicher von 4 östlich, dann 21, doch ohne gegen die Burg 31 gerichtetes Tor, endlich 24. Auf den Plätzen 22 und 23 waren Ökonomiegrundstücke.

Bürgerliche Zentrale: 5 Rathaus (— 1240 auf 7); 6 Brothaus; 7 Fleischhaus; 8 Fronwage und Herrentrinkstube; 9 Wachtlokal der Stadtsoldaten und Haus des Brunnenmeisters.

Hauptmarkt mit Pranger; in der Nähe kleinere Marktplätze für Holz, Milch, Vieh, Gemüse.

Kirchliche Zentrale: 10 Jakobskirche, 1373 Neubau um sie Friedhof — 1519; in ihm die alte Schule, auf deren Platz Michaelskapelle seit 1449. Der Pfarrhof war das Deutschherren-Haus 11. Im Innern der Stadt waren noch „graue Brüder und Schwestern" (Tertiaren) seit ca. 1400, dazu ein Seelhaus (Fremdenherberge) seit 1404. 12 Herrenviertel, hier auch Nikolauskapelle.

13 Das alte Judenviertel mit Synagoge und Schule (1397 zerstört) und 14 Judentanzhaus, -Herberge und -Bad bei Nr. 3.

II. Nr. 15—25 Erweiterte Stadt: ausgebaut seit 1204. Neuere Stadtmauer: 15 Koboltzeller Tor, 16 Inneres Spitaltor, 17 Rukesser, dann Faul-, Schwefel-, Hohennersturm, 18 äußeres Rödertor (Bastion 1615), darauf Weibers-, Tomasturm, 19 Würzburger Tor, abgebrannt 1350, wiedererbaut 1388, sodann Kummereck 1330, Henkersturm, Pulverturm, Fürbringers Türmlein; 20 Klingentor, zugleich Wasserturm ca. 1500, Bastion 1586; Straf-, Kloster-, Totengräberturm; nördlicher Eckturm; 21 Burgtor, südlicher Eckturm, darauf „Käskammer", Johanniterhofturm, Heinzelesturm (abgebr.), das weiße Türmlein, dann wieder 15 Koboltzellertor.

22 Dominikanerinnenkloster mit Graben, Mauern und 3 Toren seit 1258, vorher Maierhof, Curia, zur hintern Burg gehörig.

23 Franziskanerkloster seit 1280, vorher Wiese mit Kapelle.

24 Johanniterhof (das alte Spital) seit 1252.

25 Das neuere Judenviertel mit 2 Toren, Synagoge und Kirchhof 1402—1519. Gefängnisse in 2 Inneres Rödertor mit zweitem Pranger im Strafturm bei 22 und im Rathaus 5, dort auch Archiv und wohl Rüstkammer, letztere später 23. Schranne bei 25, Haus der fahrenden Fräulein innerhalb 18 (äußeres Rödertor).

III. Nr. 26—29 Spitalvorstadt: Stadtmauer seit ca. 1400. Von 17 (Rukesser) an: der große, kleine Stern, 26 das äußere Spital tor, (Turm ca. 1400, Bastei 1547), darauf Wildbaderturm, 27 Hundsturm mit Ausfallpforte, dann Kalk-, Fisch-, Kahlenturm, endlich 15 Koboltzeller Tor. Inneres: 28 Spital seit 1280; 29 Roßmühle.

IV. Nr. 30—34 Umgebung: Siechhaus südlich 26; ehemalige Burgen: 30 Essigkrug, 31 die vordere und hintere Rothenburg mit Landgericht und Kapelle; dort auch 1627 Schießhaus. Die Richtstätte vor 19. Wildbad 1400: 32, Doppelbrücke mit Turm 1330: 33 unterhalb die Stadtmühlen. Wallfahrt zu Koboltzell 34 mit Wallfahrer-Herberge und Prozessionsweg. Schäferkirche in Bastion 20.

Karte
des Gebietes der ehe
Reichsstadt
Rothenburg



Erklärung der Zeichen

- STADT
- Markt
- Pfarrdorf
- *Kirchdorf*
- *Weiler*
- *Hof*
- *Mühle*
- *stehendes Schloss*
- *zerstörtes Schloss*
- *zerstörtes Dorf*
- *altrotenb. Gränze*
- *Landhege*
- *baÿerische Gränze*

C.H. Trenkle, Verlag, Rothen

